

dispositio & opinio

Zeitschrift für Diskurs und Meinung



SEBASTIAN KIRSCHNER
ARGUMENTE FÜR EINE
EXISTENZ GOTTES

JONAS WAGEMANN
BEDÜRFTEN WIR EINER
DEUTSCHEN IDENTITÄT?

TORSTEN GERTKEMPER
VON AUGSBURG
NACH BONN

CARINA STAEGER
MODETHEMA
FLÜCHTLINGE

CHRISTIAN RICHTER
ERNST-MORITZ
ARNDT

CALL FOR **DEUTSCHLAND,**
PAPERS: **WER SIND »WIR«?**

Editorial

»Der Deutsche weiß zwar offenbar nie, wer er ist,
dafür steht er dauernd vor dem Spiegel und genießt, wie wenig er sich gefällt.«
— Roger Willemsen

Liebe LeserInnen,

Rund viereinhalb Monate sind mittlerweile vergangen, seit die letzte Ausgabe von dispositio & opinio erschien. Viereinhalb Monate, in denen viel passiert ist. Die PEGIDA-Bewegungen sind zu einem kurzen Hoch gelangt, bevor sie wieder aus den Medien verschwanden – zugenommen haben Angriffe auf Flüchtlingsheime. Alleine in den ersten Monaten des neuen Jahres wurden mehr gewaltsame Attacken auf Flüchtlingsheime, welche teilweise nicht einmal fertig renoviert waren, registriert als im gesamten Jahr 2014.

Deutliche Anzeichen also, dass irgendetwas mit dem Selbstverständnis der Gesellschaft verrückt zu sein scheint. Oder nicht? Wir haben uns dieser Frage angenommen und euch gebeten, uns eure Meinungen, Kommentare oder Analysen zum Thema »Deutschland, wer sind ›wir‹?« zu schicken. Viel ist davon bei uns angelangt, alleine fünf Artikel befassen sich mit der Frage nach einer eventuellen ›deutschen‹ Identität. Der ungewöhnlich breite Konsens lässt sich mit den Worten Tim Niendorfs zusammenfassen: »National? Das war einmal.«

Doch auch andere Autoren haben sich mit unserer Gesellschaft auseinandergesetzt. Der erste Artikel, geschrieben von der aktiven Flüchtlingshelferin Carina Staeger, ist ein Appell an alle von uns, sich ehrenamtlich für eine Verbesserung der Situation der Flüchtlinge einzusetzen. Flüchtlinge, welche aus Bürgerkriegswirren nach Deutschland gekommen sind, nur, um Jahre auf eine Entscheidung über ihren Asylantrag zu warten. In Berlin ist das Amt gar so überlastet, dass teilweise Blankoschecks sowie Blanko-Ausweisungen vergeben werden, womit nicht nur viele Auflagen völlig übergangen werden, sondern was eine Einzelfallprüfung unmöglich macht.

Doch auch abseits von Flüchtlingsdramen und offen artikulierter Angst vor »Überfremdung« existieren drängende Fragen und Problemen in unserer Gesellschaft. So befasst sich Christoph Nuhs mit dem unter anderen von Michel Foucault und Gilles Deleuze vorangetriebenen Konzept des Kontrollstaats im digitalen Zeitalter. Außerdem geht Sebastian Kirschner in die vierte Runde unserer mittlerweile berühmt-berüchtigten Gott-Diskussion. Den Abschluss dieser Ausgabe macht Julius Lübbersmann mit



einer Antwort auf Janosch Siepens letztes veröffentlichten Artikel zur Popkultur und Konzeptalben in der heutigen Musikindustrie.

Doch nun genug der Worte – wir wünschen euch viel Spaß beim Studium der aktuellsten Ausgabe von dispositio & opinio!

Julius & Hendrik

Denn eure Meinung zählt.

Inhalt

**DAS
MODETHEMA
FLÜCHTLINGE**
EIN BEITRAG ZUR FLÜCHTLINGSDÉBATE VON
CARINA STAÉGER
» SEITE 6

11 | Torsten Gertkemper

Von Augsburg nach Bonn

14 | Christian Richter

Nationalheld Ernst-Moritz Arndt

16 | Jonas Wagemann

Bedürfen wir einer deutschen Identität?

19 | Hendrik Erz

Über Nationalstaaten

22 | Tim Niendorf

Ein Lobeshymnchen

Call for Papers: Deutschland, wer sind »wir«?



29 | Julius Lübbersmann

Früher war alles ... so oberflächlich wie heute

24 | Sebastian Kirschner

Von höchsten Wesen und unendlichen Wettquoten

26 | Christoph Nuhs

Foucault, Deleuze und die Kontrollgesellschaft im Zeitalter des Digitalen



Das Modethema Flüchtlinge

Seit die Flüchtlingsproblematik durch die vielen Dramen im Mittelmeer in den Fokus der Öffentlichkeit geraten ist, ist es ›in‹, für Flüchtlinge zu votieren. Dass jedoch auch die Flüchtlinge, welche es bereits nach Deutschland geschafft haben, Hilfe brauchen, ist noch recht unbekannt. Was Bonn bereits tut, erklärt Carina im Auftaktartikel.

Ein Artikel von Carina Staeger



Das Modethema Flüchtlinge«- diese Bezeichnung wählte auch Frau Gabriele Al-Barghouthi in ihrer Funktion als Sprecherin des Haus Mondial der Caritas - Fachdienst für Integration und Migration – als sie auf der vierten Integrationskonferenz¹ im Bonner Rathaus am 20. März 2015 dazu aufgefordert wurde, die aktuelle Flüchtlingspolitik zu bewerten. In der vorausgegangenen Rede plädierte der Staatssekretär im Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalens, Herr Thorsten Klute, dafür, dass die Flüchtlingsdebatte »nicht nur ökonomisch« geführt werden dürfe. Zwischen den Jahren 2012 und 2014 habe die Bundesrepublik Netto mehr als eine Million Zuwanderer dazugewonnen und sei nach den Vereinigten Staaten Amerikas das Einwanderungsland Nummer Zwei. Die Integrationsbeauftragte der Stadt Bonn, Frau Coletta Manemann, wies im Anschluss jegliche Angst vor Überfremdung als unbegründet zurück. Außerdem betonte sie die Rolle des ehrenamtlichen Engagements, damit Zugewanderten Integration beziehungsweise Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglicht werden kann.

Aber: entstehen durch die Zuwanderung nicht Parallelgesellschaften? Wie können wir uns um diese Ausländer kümmern und lassen unsere Obdachlosen und Bedürftigen auf der Straße erfrieren? Und wir können doch nicht ganz Afrika aufnehmen! Die Osteuropäer sind doch eh alles Armutsflüchtlinge. Mein Sohn kämpft schon seit Monaten darum, einen Arbeitsplatz zu finden – und dann sollen Ausländer bei der Ausbildung subventioniert werden? Außerdem habe ich mich auch von ganz unten hochgearbeitet – das kann jeder schaffen. Die sollen die Möglichkeiten in ihrem Heimatland nutzen und nicht uns Deutsche damit belasten, und dann auch noch unsere Steuergelder dafür einfordern. Wenn wir effiziente Rettungsmaßnahmen für Flüchtlinge im Mittelmeer ermöglichen, kommen ja noch mehr! Die Flüchtlingsströme überrollen uns – unsere Kultur wird daran zugrunde gehen. Wir haben nicht genug Platz!

Gegen solche oder ähnliche Argumentationen und Bedenken versucht zum Beispiel die unabhängige deutsche Menschenrechtsorganisation Pro Asyl mit Fakten entgegenzutreten. Diskussionen um »die Flüchtlinge« werden wohl auch in näherer Zukunft weiterhin in den Nachrichten präsent bleiben. Zu diesem Thema vertritt fast jeder Bürger eine seiner Meinung nach stichhaltig fundierte Ansicht – aber auch wenn man die Fakten zu kennen meint, bleibt es überheblich, wenn sich Einzelne anmaßen, über die Bedürfnisse und Nöte dieser Gruppe zu entscheiden.

Rechtlich wird zwischen Asylsuchenden/Asylbewerbern, die sich noch im Asylverfahren befinden und in der Regel eine Aufenthaltsgestattung haben, Geduldeten – für die offiziell eine Ausreisepflicht besteht – und Asylberechtigten unterschieden. Schutzbedürftige können über verschiede-

ne rechtliche Wege bei uns aufgenommen werden: über Artikel 16a des Grundgesetzes, die Genfer Flüchtlingskonvention, die Bestimmungen des Subsidiären Schutzes – wenn die Flüchtlingsseigenschaften nicht zuerkannt wurden aber dem Antragsteller ernsthafter Schaden droht – sowie über sogenannte Resettlement-Programme.² Dazu gibt es spezielle Aufnahmeverfahren für syrische Flüchtlinge und sogenannte Abschiebehindernisse, zum Beispiel nach der Europäischen Menschenrechtskonvention. Aktuell befinden sich 901 Asylsuchende und Flüchtlinge in Bonn.³

Lina Hüffelmann, eine Mitarbeiterin der Flüchtlingsberatungsstelle Bonn des Kölner Flüchtlingsrates, stellte klar, dass 86 Prozent derer, die ihr Heimatland verlassen müssen, von Nachbarländern aufgenommen werden. Sie klagte die Entwicklung des Asylrechts im Zuge des Harmonisierungsprozesses zwischen den Staaten der europäischen Union an und vor allem die Intransparenz der »Europäische Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Außengrenzen der Mitgliedstaaten der Europäischen Union«, besser bekannt als FRONTEX. Sie ergänzte zudem, dass Schutznormen für die geschätzten zwanzig Millionen Klimaflüchtlinge gänzlich fehlen.⁴

Auf einer Informationsveranstaltung, die am 23. Februar im Stadthaus stattfand, klärte Rechtsanwalt Jens Diekmann darüber auf, dass seit etwa vier Jahren eine politische Priorisierung dahingehend stattfindet, dass die Anträge von Asylbewerbern aus den Balkanstaaten vorrangig behandelt würden. Für Geflüchtete aus dem Irak, die auf Familiennachzug hoffen (was, solange man im Verfahren ist, unmöglich bleibt) oder sonstige Antragssteller, denen mit hoher Wahrscheinlichkeit Asyl gewährt wird, bedeutet das eine Verlängerung der Wartezeit.

Als ich vergangene Woche im Rahmen meiner Arbeit der studentischen Initiative für Flüchtlinge (IfF) zwei Asylverhandlungen beiwohnte, wurde mir erst richtig bewusst, wie dicht die Verwicklung der Ebenen von Bund, Land und Kommunen und der drei Gewalten bei der flüchtlingspolitischen Diskussion ist. Durch die Entscheidung Serbien, Mazedonien und Bosnien-Herzegowina zu sicheren Herkunftsstaaten zu erklären, können Anträge aus diesen Staaten zügig als offensichtlich unbegründet abgelehnt werden. Bei der ersten Anhörung, in dem ein Ehepaar – der Gruppe der Roma zugehörig – von Brandanschlägen »der Serben« auf ihr Eigentum berichtete, wies deren Verteidiger die Richterin darauf hin, dass die politische Entscheidung des letzten Jahres kontrovers sei und seine Klienten trotz alledem von systematischer Verfolgung berichteten. Bei der zweiten Verhandlung, ein ähnlicher Fall, erschien der zuständige Anwalt erst gar nicht. Dieses Verhalten sei bei Asylgesuchen aus diesen Herkunftsland nicht ungewöhnlich, teilte uns die Richterin danach mit.

Ich will noch ein paar andere Eindrücke teilen, die ich in meiner ehrenamtlichen Tätigkeit in diesem Bereich seit Juli letzten Jahres gesammelt habe. Ich bin nach wie vor fasziniert davon, wie schnell ich mich daran gewöhnt habe, dass verschiedene Kulturen Tür an Tür wohnen, wie es in den Heimen in Duisdorf, Dransdorf und Endenich der Fall ist. Zwischen neunzig und 180 Bewohnern wohnen hier jeweils dicht aufeinander – dementsprechend ist erklärtes Ziel der Stadt Bonn eine dezentrale Unterbringung, was sich bis jetzt aufgrund der bestehenden Wohnungsnot nicht bewerkstelligen ließ. Es ist trotz allem, was die Stadt noch nicht zu leisten vermag, unglaublich, wie viel Geld sie für Unterbringung und Lebensunterhalt bereitstellen kann. So hat auch die Stadt Köln in der Nähe zum Heumarkt – wie auch schon einmal Anfang der Neunziger – ein ganzes Hotel für die Unterbringung von Flüchtlingen gemietet.

Ich war geschockt von dem, was mir ein guineanischer Freund, als ich ihn zusammen mit seiner Patin zum Ausländeramt begleitete berichtete: als er vor einigen Monaten einen regulären Termin dort gehabt hatte, war er mit dem Auto nach Belgien verfrachtet und dort ohne Geld oder Unterkunft auf der Straße herausgelassen worden. Als wir das den Flur verließen, in dem auch Familien mit Kleinkindern Schlange standen, kamen uns zwei uniformierte Polizisten entgegen. Wir sahen ihm die Angst an, die erst nachließ, als die beiden kommentarlos vorbeigegangen waren. Wen die Ordnungshüter dieses Mal abholten, oder was der Grund ihres Kommens war, wissen wir bis heute nicht.

Als ich zuvor einem Landsmann von ihm angeboten hatte, ihn bei einem Deutschkurs anzumelden, antwortete mir dieser: »I don't want to learn German only, I want education!«.

Ich habe mich ohnmächtig gefühlt, als ich letzten Dezember einen Eritreer im Treppenhaus, wo denn sein Freund – zu dem Zeitpunkt besuchten beide meinen Deutschkurs – letzten Freitag bei unserer Unterrichtsstunde gewesen wäre. Er antwortete mir mit Tränen in den Augen: »Slowaki... Slowaki, they took him. He's gone.« Hier hatte – von mir und den anderen Ehrenamtlichen unbemerkt – eine so genannte Rücküberführung stattgefunden, die angeordnet wird, wenn ein Flüchtling zuerst in einem anderen EU-Staat registriert wurde, weswegen dann dieses sogenannte Erstanwartsland zuständig ist. Das wird rechtlich über die sogenannten Dublin-Verordnungen geregelt, wogegen sich Pro-Asyl wendet mit der Kampagne »Wir treten ein!« richtet. Das sogenannte EURODAC-System soll durch die Speicherung von Fingerabdrücken dabei helfen, das Stellen von Mehrfachanträgen zu verhindern.

Ich bin empört darüber, dass Zufälle über die wertvollen Lebensjahre und -schicksale von Menschen entscheiden sollen. So droht einem Freund momentan ebenfalls so eine Rücküberführung nach Italien, wo ihm die Obdachlosigkeit droht. Wäre er nicht auf seinem Weg nach Deutschland auf der Straße nach seinen Papieren gefragt worden und wäre zusätzlich sein Asylantrag in Düsseldorf oder Aachen und nicht in Köln verhandelt worden, hätte er wahrscheinlich in der Bundesrepublik die Flüchtlingseigenschaften zuerkannt bekommen. Auch für Asylbewerberinnen ist so eine Rücküberführung weniger wahrscheinlich teilte mir seine Anwäl-

tin mit. So beurteilen manche Gerichte Italien als frei von systemischen Mängeln. Nach Griechenland wir schon länger nicht mehr rücküberführt.

Auf die lebensgefährdenden Odysseen die viele Geflüchtete hinter sich haben, muss ich hier nicht noch einmal eingehen. Ich habe schon Fotos von Mittelmeerüberfahrten gesehen, Erzählungen über Folter in Ungarn, Ägypten oder Bangladesh ertragen, und Berichte über Vertreibungen durch den Islamischen Staat im Irak gehört.

Dass Bedarf an helfenden Händen und offenen Armen und Herzen besteht, scheint offensichtlicher nicht sein zu können. Aber: gibt es nicht schon genug, die unterstützen, spenden, Ämtergänge machen und diskutieren? Diesen Eindruck hätte man angesichts der hohen Besucherzahl bei dem Informationsabend "Ehrenamtliche in der Flüchtlingsarbeit" am 30. Januar diesen Jahres⁵ bekommen können. Die Integrationsbeauftragte der Stadt Bonn hatte zu einer Veranstaltung eingeladen, die unter anderem das Ziel hatte, für die bessere Vernetzung der Ehrenamtlichen zu sorgen. Es stellten sich verschiedene Initiativen vor: Die Flüchtlingsberatungsstelle der YASA oder von Amnesty International, die Rochusgemeinde in Duisdorf, die monatlich Unterhaltskosten für mehrere Dutzend Flüchtlinge aufbringt, der Ökumenische Arbeitskreis in Endenich und einige andere. Es war gewinnbringend, dass die Stadt diese Plattform angeboten hat, aber nach wie vor fehlen übergeordnete Strukturen – vor allem in Duisdorf sollten sich Engagierte in einem Arbeitskreis zusammenfinden. Die Sprecherin des Haus Mondials, welches sich als Gestalter der Einwanderungsgesellschaft versteht, bemängelte vergangene Woche, dass nach wie vor keiner einen Überblick habe, was in Bonn genau passiere.

So gibt es in Dransdorf eine Gemeinde, die jeden Dienstag ein Begegnungscafé ermöglicht, eine Schule bot ebenfalls ein Café an (das sogenannte »Café Zuflucht«) und eine Privatperson hat erfolgreich ein Patenprojekt gestartet, was sich jedoch vor allem auf arabischsprachige Familien und ihren privaten Freundeskreis bezog. Hier fehlt eine übergeordnete Koordinierung der Gruppen untereinander, die einzelne Ehrenamtliche entlasten würde und vielleicht zu einer ganzheitlichen Herangehensweise beitragen würde.

In Endenich versucht der Ökumenische Arbeitskreis Flüchtlinge, an dessen Treffen ich seit September auch teilnehme, allen Bedürfnissen der Geflüchteten gerecht zu werden. Momentan gibt es sechs schwangere Frauen, mehrere die einer intensiven ärztlichen Betreuung bedürfen, einige, denen eine Abschiebung oder Rücküberführung droht und kaum einen, der nicht seine Deutschkenntnisse verbessern möchte. Mein Aufgabenbereich ist vor allem die Vermittlung von denjenigen, die Hilfe beim Erlernen der deutschen Sprache anbieten, an die richtige Stelle und die allgemeine Einzelfallarbeit, was Ämtergänge, Arztbesuche, Termine bei Beratungsstellen und viel Soziales mit einschließt.

Im Dezember wurde die Lage der etwa sechzig jungen, alleinstehenden Erwachsenen zum Thema. Drei Studierende, darunter meine Bescheidenheit, die bei dem damaligen AK-Treffen anwesend waren, gründeten daraufhin an der Universität Bonn die »Initiative für Flüchtlinge Bonn«, die

sich genau um diese Zielgruppe in allen Flüchtlingsheimen in Bonn kümmern möchte. Ein Großteil von ihnen leidet unter Einsamkeit und Isolation. Eine junge Eritreerin teilte mir einmal mit: »I am happy to be in Germany. I wasn't free in my home country. But I miss the people there. No one talks to me here.« Wir haben den Eindruck, dass unsere Veranstaltungsangebote, die von gemeinsamen Brunchen und Spieleabenden über Museumsbesuche mit Studierenden und Geflüchteten bis jetzt freudig angenommen wurden. So bekamen wir von einem jungen Syrer nach dem Besuch des Botanischen Gartens folgende Resonanz: »Thank you for this, we laughed a lot today«. Ein irakischer Freund schrieb nach unserem Waldau-Ausflug, es sei sein »schönster Tag in Deutschland« gewesen. Wir sind überaus dankbar dafür, dass zum Beispiel das Museum König oder das Kunstmuseum uns den Eintritt geschenkt hat, suchen aber nach wie vor Finanzierungsmöglichkeiten (genauso AsA und viele andere Initiativen).

Zu den großen Flüchtlingshelfernetzwerken in Bonn zählen ganz klar die Evangelische Migrations- und Flüchtlingsarbeit Bonn sowie die SaveMe-Kampagne. Dazu kommen zahlreiche Beratungsstellen wie die Bonner Außenstelle des Kölner Flüchtlingsrats oder auch Ausbildung statt Abschiebung e.V. (AsA). Auf der Integrationskonferenz klagte deren Sprecherin den Umstand an, dass gegenwärtig achtzig schulpflichtige Minderjährige nicht eingeschult werden können und forderte darüber hinaus die Einrichtung eines Therapiezentrums für psychotherapeutische Behandlungsmaßnahmen wie es bereits in Köln existiert. Dass Abschiebungen »zum Geschäft dazu gehören« blieb so dahingestellt.

Ein jeder, der praktische Hilfe leistet, stellt sich eher früher als später die Frage, wo das alles hinführt.

Bei den neu entstandenen Kriegshandlungen im Nahen Osten, scheint die Hoffnung auf eine zeitnahe Beilegung des Konflikts schon beizeiten utopisch. In Staaten wie dem autoritär geführten Eritrea, in dem jeder Bürger zu einem Militärdienst eingezogen wird, bei dem kein Ende vorgesehen ist, scheint es noch hoffnungsloser. Die Organisation Reporter ohne Grenzen bezeichneten Eritrea 2015 zum wiederholten Male als das Land mit der geringsten Pressefreiheit. Wer führt die Ursachendiskussion und versucht die Fluchtursachen zu beheben? Wir haben hier die Verantwortung, unsere Volksvertreter_innen über die Menschenrechtslage in bestimmten Staaten aufzuklären, Transparenz bei Empfängern »unserer« Waffenexporte einzufordern, und für Menschlichkeit beim europäischen Grenzschutzprogramm zu plädieren. Darüber hinaus können wir politische Oppositionsorganisationen im Exil unterstützen wie zum Beispiel die Eritrean People's Democratic Party (EPDP) im Falle Eritreas.

Jeder der überlegt zu helfen, sollte überlegen: Ist das jetzt dran für mich? Geht es mir selber gut genug dafür, dass ich anderen helfen kann? Wie kann ich meine Gaben am besten einbringen? Hab ich auf längere Sicht Zeit dafür? Es geht nicht nur um Deutsch lernen, sondern auch um Fußball spielen, Möbel schleppen, organisieren, zuhören.

Es ist seltsam genug, dass ich manchmal, um neue Helfer_innen zu werben, darauf zurückgreife, dass für sie oder ihn »etwas dabei rausspringt«. Noch trauriger ist, dass eini-

ge Gruppen in unserer Gesellschaft diesen Menschen mit Ablehnung, Hass oder Gewalt begegnen. Auf die Frage eines Geflüchteten, den ich bei einer BOGIDA-Gegendemonstration traf: »Was wollen sie denn eigentlich?« – war ich unfähig zu antworten. Herr Prof. Dr. Paul M. Zulehner erklärte das »PE-GIDA-Syndrom« durch die Angst, zu kurz zu kommen. Wenn ich zu viel Rücksicht nehme, sei es auf Partner, auf Kinder, auf die anderen Mitmenschen, komme ich zu kurz. Je größer die Angst – sei es vor Überfremdung, Verschwendung der Steuergelder, oder der »Islamisierung des Abendlandes« – desto kleiner die Liebe. Fundamentalisten suchen nach Sicherheit, nicht danach, Freiheit zu riskieren. Wenn der Islam als etwas auszuweisendes gesehen wird, zeuge das von Schwäche und Angst.

Was ist »der Flüchtling« nun? Eine Belastung für unser Sozialsystem, eine Bereicherung für unsere Kultur, einfach Migrant, wichtig, interessant, willkommen...? Ich habe es oft erlebt, dass Menschen bei Debatten über dieses Thema leuchtende Augen bekommen und so viele Ideen haben, wie man dieser Gruppe helfen und bestehende Missstände ausräumen könnte.

Wenn ich gefragt werde: »Was sind das denn so für Menschen?«, fange ich immer wieder an, von der Diversität und Individualität und Menschlichkeit und dem Wert einer jeden Person zu reden. Ist das nicht eigentlich klar? Ich habe vor dieser Tätigkeit mit Obdachlosen zusammengearbeitet. Die Zusammenarbeit mit diesen Menschen ist im Vergleich schwieriger – nicht so bunt, auf langfristige Lösungen ausgerichtet, die Leute durchschnittlich weniger jung, hoffnungsloser.

»Wie bist du dazu gekommen, dich für Flüchtlinge zu engagieren?« Auch solche Fragen habe ich schon oft beantwortet: Ich habe in Erfahrung gebracht, wo sich eine Unterkunft befindet und bin dann mit einer Freundin einfach dort hingegangen. Schließlich saßen wir mit zwei Guineanern – einer von ihnen mit Gitarre – draußen im nachmittäglichen Sonnenschein und haben uns kennengelernt.

Ich wünsche mir, dass wir irgendwann keine »Flüchtlingsinitiativen« mehr brauchen. Dass jemand, der Hilfe braucht, keinen spezifischen Status vorweisen muss, damit ich mir der Probleme annehme. Dass ich lerne, Personen noch bedingungsloser auf- und anzunehmen, dankbarer aber auch fordernder bin, wachsender, geduldiger. Ich wünsche mir, dass auch wenn »die Flüchtlinge« nicht mehr im Trend sind, wir nicht aufhören zu überlegen, wie wir es schaffen, uns weniger nur um uns selber zu drehen.

Fußnoten

- 1) <http://www.integration-in-bonn.de/startseite/aktuelles/detail/news/integrationskonferenz-der-bundesstadt-bonn-am-20-maerz.html>
- 2) <http://mediendienst-integration.de/migration/flucht-asyl.html>; http://www.gesetze-im-internet.de/asylvfg_1992/; http://www.save-me-bonn.de/tl_files/dokumente/2011-12%20IMK%20Beschluss%20Resettlement.pdf; <http://www.save-me-bonn.de/konzept-des-unhcr.html>
- 3) <http://www.integration-in-bonn.de/aktuell-fluechtlinge>

in-bonn.html

- 4) http://www.brot-fuer-die-welt.de/fileadmin/mediapool/2_Downloads/Fachinformationen/Analyse/Analyse_12_deutsch_Internet.pdf
- 5) http://www.integration-in-bonn.de/termine-und-veranstaltungen/tag/30/monat/01/jahr/2015.html?tx_cal_controller%5Bview%5D=event&tx_cal_controller%5Btype%5D=tx_cal_phpicalendar&tx_cal_controller%5Buid%5D=817&cHash=812f16c8319c07bc1b5fd7bd725a64d9

Weiterführende Links und Kontaktdaten

Initiative für Flüchtlinge Bonn: iffbonn@gmail.com / <https://www.facebook.com/88945127741531>

Haus Mondial: http://caritas.erzbistum-koeln.de/bonn-cv/beratung-hilfen-zuwanderung/einwanderung_und_integration/haus_mondial/

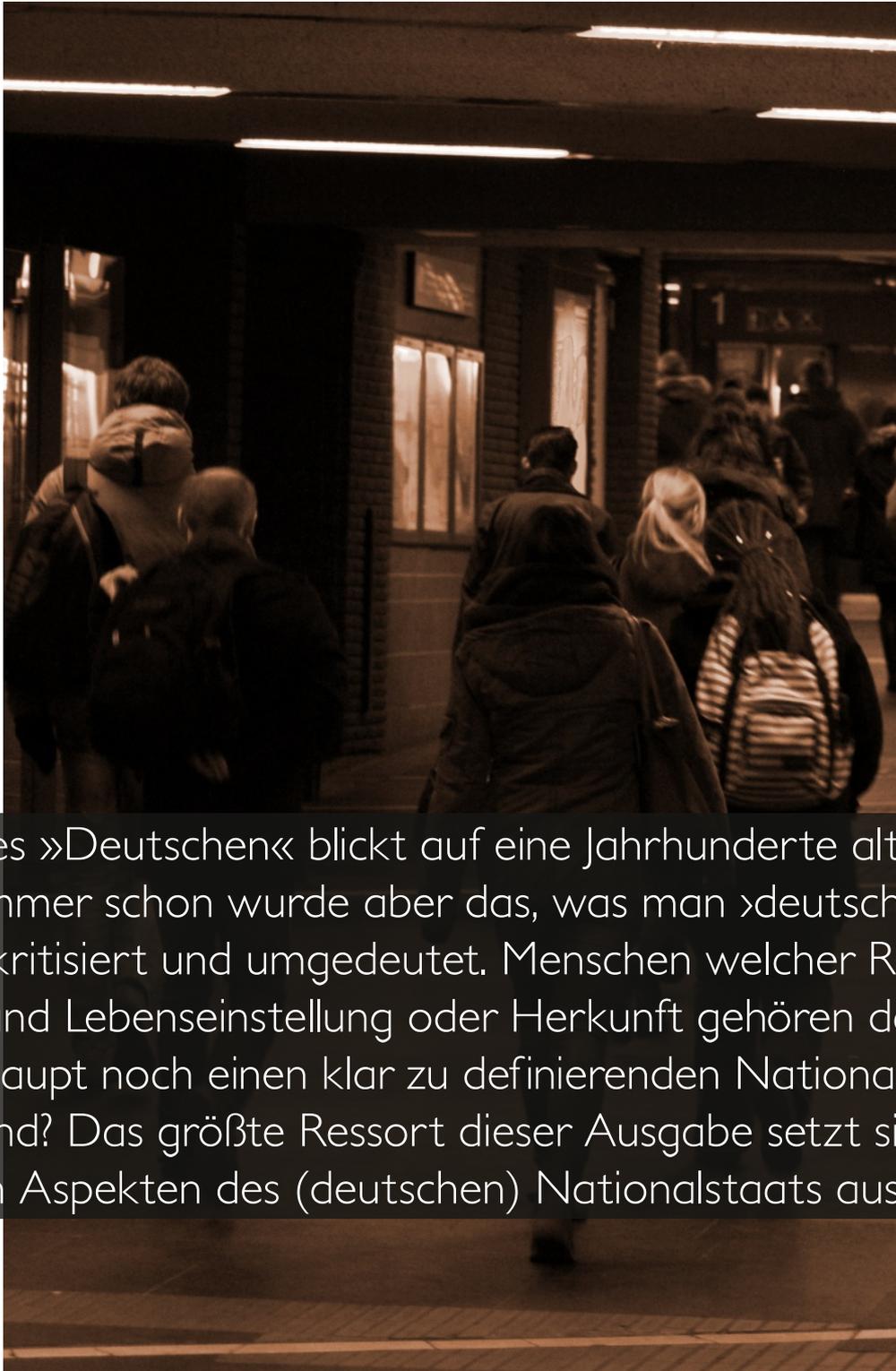
Begegnungscafé: begegnungscafe.fluechtlingshilfe@thomas-morus-bonn.de

Café Zuflucht: <http://www.zufluchtdrandsdorf.de/>

Ökumenischer Arbeitskreis Flüchtlinge: phendenich@gmail.com

Eritrean People's Democratic Party (EPDP):
<http://www.harnnet.org/>

Call for Papers



Die Idee des »Deutschen« blickt auf eine Jahrhunderte alte Tradition zurück. Immer schon wurde aber das, was man »deutsch« nennen kann, kritisiert und umgedeutet. Menschen welcher Religion, Glaubens- und Lebenseinstellung oder Herkunft gehören dazu? Gibt es überhaupt noch einen klar zu definierenden Nationalstaat Deutschland? Das größte Ressort dieser Ausgabe setzt sich kritisch mit vielen Aspekten des (deutschen) Nationalstaats auseinander.

Von Augsburg nach Bonn — Auf der Suche nach einer »deutschen« Identität

Wer sind wir Deutsche überhaupt? Woher kommen wir? Was macht unsere Identität aus? Viel wurde zu verschiedenen Zeiten darüber geschrieben, aber eine Antwort hat noch niemand gefunden. Das geht auch nicht, denn eine »deutsche« Identität hat viele Facetten – eine Spurensuche in unserer Geschichte.

Ein Artikel von Torsten Gertkemper

10. August 955, Lechfeld bei Augsburg. Der Abend legt sich über die kleine Stadt, die Dämmerung hüllt das Schlachtfeld langsam in Dunkelheit. Überall liegen Menschen, Tiere und Kriegsausrüstung, der Kampf hat seine Spuren hinterlassen. Wenige Männer laufen über die moorartige Fläche am Fluss, der Augsburg durchfließt. Hinter König Otto liegt seine größte Schlacht; zumindest wenn man den Quellen Glauben schenkt. Hier wurde er bereits zum »Imperator«¹ ausgerufen, sagt Widukind, ein Mönch aus dem heutigen Norddeutschland. Doch was war vorher passiert? Die Ungarn, ein Volksstamm, der schon Ottos Vater Heinrich herausgefordert hatte, waren dabei, Augsburg einzunehmen. Mit der Hilfe des Königs gelang es aber, die ungarischen Kämpfer aus der Stadt am Lech zu vertreiben. Dies bot für die Geschichtsschreibung immer schon Anlass zu interessanten Darstellungen. So schrieb Otto Westphal 1941 über die Situation unmittelbar vor der Schlacht: »Die Zukunft der deutschen Nation, die Frage, ob die Zukunft der Nation gehören sollte oder den Stämmen, stand auf dem Spiel.«²

Die Zukunft der deutschen Nation? Im Jahr 955? 936 war Otto I. in Aachen zum König des Ostfrankenreiches gekrönt worden und saß keineswegs fest im Sattel. Brüder, Fürsten und andere Konkurrenten machten ihm das Leben als alleinigem Herrscher schwer. Das hatte auch damit zu tun, dass die Karolinger, die in den Jahrzehnten zuvor auch die Fläche des Ostfrankenreiches beherrscht hatten, das Reich nach dem Tod eines Herrschers immer unter den Söhnen aufteilten; mit der unweigerlichen Folge einer großflächigen Zersplitterung. Da von einer gemeinsamen Identität, ja einer gemeinsamen Nation zu sprechen, bedarf schon einer sehr eigenwilligen Logik. Doch vielleicht sagt der Satz von Otto Westphal mehr über die deutsche Geschichte aus, als man auf den ersten Blick denken mag, nämlich, wenn man auf das Entstehungsdatum des Buchbandes schaut. Auf der folgenden Seite steht nämlich geschrieben: »Und der Sieg auf dem Lechfeld war das Siegel auf die Endgültigkeit der Herausgestaltung der deutschen aus der germanischen Welt.«³ Im Jahr 1941 war der Zweite Weltkrieg in vollem Gange und Mediävisten lieferten mit ihrer Betrachtung der Regierungszeit Ottos des Großen immer wieder eine Legitimationsgrundlage für die Lebensraumpolitik Adolf Hitlers.

So abwegig die Interpretation der Umstände von Ottos Herrschaft durch Westphal auch erscheinen mag, so viel verriet sie doch über das Gefühl einer »deutschen« Identität. Es ist das Denken in Kontinuitäten, das für viele Historiker einen wichtigen Platz einnimmt – und seien es auch fast tausend Jahre, die zwischen den Ereignissen liegen. Denken in kontinuierlichen Linien ist für die Herausbildung einer jeden Identität von Bedeutung. Im Gegensatz zu Frankreich (die Französische Revolution von 1789) und den USA (die Unab-

hängigkeitserklärung von 1776) gibt es für Deutsche keinen ruhenden Ankerpunkt in ihrer Geschichte, auf den sich alle gleichermaßen berufen könnten. Das wird auch bei der Beziehung zum Nationalfeiertag deutlich. Während in den USA der 4. und in Frankreich der 14. Juli Festtage mit einer sehr emotionalen Atmosphäre sind (in Paris fliegen jedes Jahr Jets der französischen Luftwaffe über den Arc de Triomphe und sprühen die Farben der Tricolore⁴ in den Himmel), haben Deutsche zum 3. Oktober eher ein distanzierendes Verhältnis. Eine Antwort darauf zu geben, was die »deutsche« Identität ausmacht, vermag dieser Beitrag nicht zu leisten. Doch er kann sich an die Ereignisse herantasten, die für die Geschichte der Deutschen einprägsam und wichtig sind.

Kaiserkrönung im Herzen Frankreichs

18. Januar 1871, Versailles bei Paris. Der Saal ist gut gefüllt; durch die vielen Spiegel an den Wänden entsteht der Eindruck einer riesigen Versammlung. Die wichtigsten Akteure inmitten einer großen Traube hoch dekorierten Militärs: Otto von Bismarck und »Noch-nicht-Kaiser« Wilhelm. Die Stimmung ist kriegerisch, das Gefühl des für den Gegner vernichtenden Triumphs der deutschen Truppen liegt in der Luft. Wilhelm I. wird nach dem Sieg im Deutsch-Französischen Krieg 1871 zum Deutschen Kaiser proklamiert, mitten im Herzen der französischen Nation, im Spiegelsaal von Versailles. Das deutsche Reich aus »Blut und Eisen«⁵ ist geschmiedet.

Es entstand das Gefühl einer Nation, doch auch an dieser Stelle offenbarte sich das mit dem Gefühl der Einheit bei weitem nicht so homogen, wie das Reichskanzler Bismarck gerne gesehen hätte. Unter der Dominanz des Königreichs Preußen und nach dem Führen diverser Kriege stand ein mühsam zusammengeschweißtes Gebilde da, welches keineswegs als homogene Einheit hätte bezeichnet werden können.

Was sagt uns das über die »deutsche« Identität? Dieses Ereignis der Geschichte zeigt ein wichtiges Charakteristikum Deutschlands in der Weltgeschichte: Den Militarismus. Es reicht schon, die Bilder der Kaiserproklamation in Versailles⁶ kurz zu betrachten. Die Uniformierung der anwesenden Männer schafft einen sehr kriegerischen Eindruck. Dieser Militarismus wirkte zusammen mit dem unbedingten Wunsch wichtiger Akteure – wie zum Beispiel Reichskanzler Bismarck – ein einheitliches deutsches Reich zu formen, ein Verhalten, welches später noch ganz andere Züge annehmen sollte.

Verzerrtes Geschichtsbild

18. Oktober 1913, Leipzig. Die Stimmung ist feierlich, Marschmusik ertönt über dem gesamten Feld vor den Toren der Stadt und Kaiser Wilhelm II. spricht zu seinen Untertanen. Das stattliche neue Denkmal, das der Kaiser zum 100-

jährigen Jubiläum der Völkerschlacht hat errichten lassen, erscheint im besten Licht.

Vom 16. bis 19. Oktober 1813, also genau einhundert Jahre zuvor, verwandelten die Truppen Napoleons III. auf der einen und die Truppen Österreichs, Preußens, Russlands und Schwedens auf der anderen Seite die Felder vor Leipzig in ein riesiges Schlachtfeld – wahrlich ein Kampf mit europäischen Dimensionen. Zum 100. Jahrestag gibt es ein Denkmal, doch was ist an einem solchen Ereignis ungewöhnlich? Es ist die Intention der Erbauer des Denkmals, die einen zweiten Blick lohnenswert macht. In der Schlacht von 1813 kämpften deutsche Soldaten auf beiden Seiten, Kämpfer verschiedenster Nationen waren an der Schlacht beteiligt – nicht umsonst trägt sie ihren Namen. Doch was Kaiser Wilhelm II. ein Jahr vor Beginn des Ersten Weltkrieges daraus machte, war etwas ganz anderes: Eine »Befreiung der deutschen Nation«⁷ vor dem Elend Napoleons sei die Völkerschlacht gewesen. Dies war eine Vereinfachung der Ereignisse, die einer genauen Betrachtung niemals standgehalten hätte. Da kommt man wieder einem grundlegenden Problem der Funktion von Geschichte nahe: der Verklärung für tagespolitische Zwecke. Kaiser Wilhelm hatte bereits Jahre zuvor begonnen aufzurüsten und so ein Denkmal, welches uns heute in seiner Wucht äußerst unangemessen erscheint, bot die perfekte Chance, eigenen politischen Zielen den symbolischen Unterbau zu geben. Sei es bei Otto Westphal und seiner Beschreibung Otos I. im Mittelalter oder bei der Eröffnung des Völkerschlachtdenkmal durch Wilhelm II.: Die Verklärung der Vergangenheit zieht sich wie ein roter Faden durch die deutsche Geschichte und gehört damit auch zur Identität. Auch wenn dies nicht unbedingt ein spezifisch deutsches Phänomen ist,⁸ so prägte das Geschichtsbild Wilhelms II. zumindest seine Zeitgenossen, die wiederum selbst den Lauf der Geschichte beeinflussen sollten.

Nationalsozialismus als Zäsur

27. Januar 1945, Auschwitz: Erschöpfte und traumatisierte Augen schauen die Soldaten der Roten Armee an, als sie das von den Nationalsozialisten errichtete Konzentrationslager im heutigen Polen befreien. Die Menschen, die noch leben, sind ausgehungert und mit ihren Kräften absolut am Ende. Sie wurden nicht nur zu fürchterlicher Arbeit gezwungen, sie sahen auch ihre Liebsten in den Gaskammern sterben. Es sind die Bilder der Toten, die noch heute in ihrer unendlichen Grausamkeit kaum in Worte zu fassen sind. Mehr als eine Million Juden, Sinti und Roma, Homosexuelle und politische Gegner wurden in Auschwitz ermordet.

»Auschwitz gehört zu meiner Identität, ob ich es will oder nicht!«⁹ Das sagte Bundespräsident Joachim Gauck bei der zentralen Gedenkveranstaltung für die ermordeten Juden in Europa – und er hat Recht. Zur deutschen Identität gehört der Nationalsozialismus mit seinen grausamen Verbrechen dazu! Auch für junge nachfolgende Generationen gilt das; nicht in dem Sinne, dass sich heutige Jugendliche ohne Unterlass für das entschuldigen müssten, was ihre Vorfahren getan haben, aber als Mahnung daran, dafür Sorge zu tragen, dass sich so etwas nicht wiederholt.

Für die Frage nach der nationalen Identität ist der Na-

tionalsozialismus als Teil der Antwort ohnehin unverzichtbar. Er prägte das Geschichtsbild seiner Zeit, wie die Quelle von Otto Westphal zeigt, doch vor allem wirkt er ganz entscheidend in die heutige Zeit hinein. Nationales Pathos war den Deutschen bis zur Fußball-Weltmeisterschaft 2006¹⁰ absolut suspekt, der Nationalfeiertag, wie er in Frankreich gefeiert wird, ist für Deutsche unvorstellbar. Oder wer könnte sich ernsthaft mit dem Gedanken anfreunden, Düsenjets über dem Brandenburger Tor aufsteigen zu sehen, die die deutschen Farben in die Luft sprühen?

In seiner extremen Ausformung des Nationalismus hat der Nationalsozialismus den Patriotismus lange Zeit zum Tabu gemacht und damit wie keine andere Epoche in der Geschichte die deutsche Identität geprägt.

Stolz auf die eigene Verfassung

23. Mai 1949, Bonn: Die Stimmung ist feierlich und getragen, doch wirklich gelöste Freude will nicht aufkommen. In der ersten Reihe der Gäste sitzen neben Konrad Adenauer unter anderem auch die Generäle der Streitkräfte Großbritanniens, der USA und Frankreichs. Das Beethoven-Orchester spielt im Lichthof des Museum König. Alles wirkt ein wenig provisorisch, denn eigentlich ist es ein Ort, an dem ausgestopfte Tiere ausgestellt werden. Man hat sie mit Tüchern abgedeckt, nur die Giraffe hat einen zu langen Hals – sie wacht über die Herren und das Grundgesetz, das heute in Kraft treten soll. Sogar es selbst ist ein Provisorium, es soll dem westlichen Staat eine demokratische Verfassung geben, solange die Ostzone noch von Truppen der Sowjetunion besetzt ist. An diesem Tag wird die Bundesrepublik Deutschland gegründet.

Dieser Tag ist wohl neben dem Tag des Mauerfalls der wichtigste der Nachkriegsgeschichte. Doch was verrät er über die Identität der Deutschen? Auf ein prachtvolles Ambiente verzichtete man ganz bewusst, strenge Generäle mussten das Grundgesetz erst für gut befinden, Westdeutschland war keineswegs souverän. Es sind vielmehr die Entwicklungen die von diesem Tag ausgingen, die einen Stolz der Bürger schufen, den man heute ‚Verfassungspatriotismus‘ nennt – den Stolz auf die eigene Nationen, die sich den unveräußerlichen Grundrechten verschrieben hat. Klarer könnte das Artikel eins des Grundgesetzes nicht ausdrücken: »Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.«¹¹ Und die Deutschen bewiesen, dass sie bereit waren, ihre Demokratie zu verteidigen, so zum Beispiel durch die Verbote der rechtsradikalen Sozialistischen Reichspartei (SRP) in den 1950er und der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) in den frühen 1960er Jahren. Als Verteidigungsminister Franz-Josef Strauss 1962 Mitglieder der SPIEGEL-Redaktion wegen ‚Landesverrats‘ verhaften ließ, weil sie nicht in seinem Sinne berichtet hatten, verteidigten tausende Bürger mit ihrem Widerstand die Pressefreiheit.¹² Wenn man es denn so platt ausdrücken möchte: Deutsche können auch Demokratie!

Die Reise geht weiter

Identität ist ein komplexes Gebilde, sie kann von Person

zu Person unterschiedlich sein und verdeutlicht vor allem eines: Sie lässt sich nicht an künstlich geschaffenen Kontinuitäten festnageln. Otto Westphal ist einer, der dies versucht hat, er ist grandios gescheitert. Die Reise durch die vergangene Zeit, die leider nur einen Bruchteil der deutschen Geschichte beleuchten konnte, verdeutlicht, wie viel und wie wenig zugleich als ‚deutsch‘ angesehen werden kann. Zum einen gibt es Eigenschaften, die ‚deutsches‘ Handeln in der Vergangenheit prägten, zum anderen weiß man manchmal gar nicht, ob man überhaupt von einer deutschen Nation sprechen kann, selbst nach der Kaiserkrönung 1871 in Versailles. Was kann man also festhalten, um sich nicht in Beliebigkeit zu verlieren? Im Gegensatz zu anderen Nationen wie Frankreich oder den USA fehlt der identitätsstiftende Moment in der deutschen Geschichte, deshalb fällt die Suche nach einer Gemeinsamkeit im Nationalgefühl der deutschen Bürger so schwer. Vielmehr gleicht die Suche nach einer deutschen Identität einer Odyssee, deren Ende noch nicht abzusehen ist.

Fußnoten

- 1) Widukind von Corvey: *Rerum Gestarum Saxoniarum libri tres*, ed Waitz, G./Kehr, K.A. (MGH SS rer. Germ. [60]), Hannover 1935.
- 2) Westphal, O.: *Das Reich. Aufgang und Vollendung*, Stuttgart/Berlin 1941.
- 3) Ebd.
- 4) Die französische Flagge.
- 5) Rak, C.: *Krieg, Nation und Konfession. Die Erfahrung des deutsch-französischen Krieges von 1870/71*, Paderborn 2004.
- 6) <http://www.w-minckenberg.de/Geschichte/Pics/kaiserproklamation.jpg> (zuletzt abgerufen am 24.03.2015).
- 7) Zitiert nach Förster, B.: *Die Jahrhundertfeiern der Völkerschlacht. Erinnerungskulturen und Kriegslegitimation im Jahr 1913*, in: Schott, D. (Hg.): *Das Jahr 1913. Aufbrüche und Krisenwahrnehmungen am Vorabend des Ersten Weltkriegs*, Bielefeld 2014.
- 8) Aktuell in Russland: Präsident Putin verteidigte den Hitler-Stalin-Pakt, in dem Josef Stalin und Adolf Hitler 1939 Polen unter sich aufteilten, als »notwendig« und »richtig«. Dazu: http://www.deutschlandfunk.de/das-geschichtsbild-des-kreml-putin-verteidigt-hitler-stalin.1818.de.html?dram%3Aarticle_id=302596 (zuletzt abgerufen am 24.03.2015).
- 9) Bundespräsident Joachim Gauck bei der Rede auf der zentralen Gedenkveranstaltung für die in Europa getöteten Juden am 27. Januar 2015, zitiert nach: <http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Joachim-Gauck/Reden/2015/01/150127-Bundestag-Gedenken.html> (zuletzt abgerufen am 24.03.2015).
- 10) Dort wurden zum ersten Mal wieder bewusst und voller Stolz (und dennoch friedlich) deutsche Fahnen gehisst.
- 11) GG (Art. 1).
- 12) Siehe GG (Art. 5).

Nationalheld Ernst-Moritz Arndt?

Er gilt als einer der bedeutendsten Persönlichkeiten für die Schaffung des deutschen Nationalbewusstseins. Manche halten ihn für einen Vorkämpfer der Demokratie auf deutschem Boden, andere kritisieren ihn für seinen Antisemitismus und seinen Franzosenhass. Taugt der ehemalige Rektor der Universität Bonn als nationale Identifikationsfigur oder sollte er in den Tiefen der Geschichte vergessen werden?

Ein Artikel von Christian Richter

Hochpräsent ist Ernst Moritz Arndt noch immer. Besonders jedoch in Bonn. Dort gibt es das Arndt-Haus, das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium, eine Arndt-Straße und schließlich sein Grab auf dem alten Friedhof. So gar in der DDR genoss er als vermeintlicher Kämpfer gegen die Leibeigenschaft einen guten Ruf und war sogar Namensgeber der Ernst-Moritz-Arndt-Medaille für Verdienste um den Frieden. Aber wie kann das sein? Lob aus allen Ecken: Nazis und Sozialisten, Konservative und Liberale vereinnahmten ihn alle für sich.

Ein langes und bewegtes Leben

Geboren 1769 auf der Insel Rügen, welche damals noch schwedisch war, setzt er sich dort in frühen Schriften für die Abschaffung der Leibeigenschaft ein. Zur Zeit der Befreiungskriege gegen Napoleon ist er der Sekretär des preußischen Staatsministers Hardenberg. In dieser Position verfasst er viele Gedichte und Schriften, um das Nationalbewusstsein zu fördern. Nach dem Wiener Kongress und der Enttäuschung über die Bildung des bedeutungslosen Deutschen Bundes wird er erst Professor, dann Rektor an der damals jungen Universität von Bonn. Zwischendurch verliert er wegen unliebsamer Schriften jedoch seine Professur, wird aber 1840 rehabilitiert. Im Parlament der Paulskirche ist der inzwischen Hochbetagte in der Fraktion der Rechtsliberalen dabei. 1860 stirbt er mit 90 Jahren hochgeachtet in Bonn.

Dieses in der Tat bewegte und lange Leben bietet jede Menge Anknüpfungspunkte für jegliche Ideologie und Geisteshaltung. Doch ist er aus heutiger Perspektive immer noch tauglich als Vorbild? Zweifelsohne hat Arndt eine große Lebensleistung vollbracht und eine breites Spektrum seines Handelns ist auch aus heutiger Sicht mit Respekt zu betrachten. Insbesondere sein Kampf gegen die Unfreiheit der Bauern auf deutschem Boden sind daher positiv zu beurteilen, auch wenn sein wirklicher Einfluss eher begrenzt

blieb. Arndts größte Leistungen liegen aber zweifelsohne in seinen Bestrebungen ein einheitliches Deutschland zu schaffen. Freiheit und Einheit gehören dabei für ihn zusammen. Er wendet sich entschieden gegen den Partikularismus und

Absolutismus des 18. Jahrhunderts. Aus seiner Sicht sind es nicht die Monarchen, die die Nation bilden, sondern das Volk. Er befürwortet, wie viele Liberale dieser Tage, das System der konstitutionellen Monarchie. So soll das Volk seine eigene Vertretung mit gesetzgebender Funktion erhalten, jedoch soll den Monarchen die Exekutive vorbehalten bleiben. Auch lehnt Arndt das allgemeine Wahlrecht ab (von Frauen muss man gar nicht reden) und präferiert stattdessen ein Zensuswahlrecht. In der Zeit der Restauration sind diese Positionen auf Boden des Deutschen Bundes jedoch gefährlich. Mit den Karlsbader Beschlüssen von 1819 als Grundlage verliert Arndt 1820 seine Professur vorübergehend.

All dies zeigt, dass Arndt für damalige Zeiten durchaus progressiv war, das jedoch in Grenzen. Was die Person Arndt aber so interessant macht, ist die Tatsache, dass er den Januskopf des Nationalismus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts personifiziert. So sind damals im Inneren Liberalismus und Nationalismus kein Widerspruch, sondern gehen selbstverständlich Hand in Hand. Nach außen wird jedoch auch die aggressive und ausschließende Seite des Nationalismus erkennbar, welche in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Preußens Eisenerer Kanzler Otto von Bismarck zur Gründung des Deutschen Reiches für seine Zwecke nutzte. So ist Arndt ein ausgeprägter Feind der Franzosen und steht damit in einer langen, unrühmlichen Reihe von deutschen Persönlichkeiten, die den Nachbarn westlich des Rheins für den deutschen Erzfeind hielten. Zur Zeit der Befreiungskriege ist der Franzosenhass eines der zentralen Motive, was Deutsche in allen Ländern verbindet. Arndt wollte darüber das Nationalgefühl



Das Ernst-Moritz Arndt-Denkmal auf dem Alten Zoll in Bonn
(Hans Weingart, CC BY-SA 2.0)

der Deutschen erwecken. Indirekt ist er damit einer der geistigen Väter einer Feindschaft, welche im 19. und 20. Jahrhundert im Kampf um die Hegemonie in Mitteleuropa drei Kriege mitverursachte und Millionen Opfer forderte. Auch ist seine Einstellung gegenüber dem Judentum, welches er am liebsten aus Deutschland entfernt sehen möchte, absolut inakzeptabel.

Kein Held für die heutige Zeit

Aus heutiger Sicht bleibt damit nicht mehr viel, was Arndt zu einem Nationalhelden macht. Betrachtet man das heutige Deutschland und seine Selbstdefinition, so sind Kernelemente der deutschen Staatsraison das Gegenteil von dem was Arndt seiner Zeit forderte. Die Freundschaft zu Frankreich ist seit dem deutsch-französischem Freundschaftsvertrag von 1963 und der fortschreitenden europäischen Einigung, neben dem Bündnis mit den USA, das wichtigste Credo deutscher Außenpolitik. Deutschland und Frankreich sind der Motor der europäischen Einigung und eine Entzweiung beider Nationen wäre eine Katastrophe für ganz Europa. Auch wenn die Judenfeindlichkeit zu Zeiten Arndts eher den Normalfall als eine Ausnahme darstellte, ist der Antisemitismus Arndts selbstverständlich keinesfalls in irgendeiner Weise tragbar. Nach den Verbrechen der Nationalsozialisten und dem Holocaust muss es für Deutschland auch zu seiner Staatsraison gehören zu jedem Zeitpunkt gegen jegliche Form des Antisemitismus in entschiedener Form einzugreifen. Arndts Ausfälle können da keine Leitlinie sein, sondern sind bloß Beweis für eine Jahrhunderte alte Tradition der Judenfeindlichkeit auf deutschem Boden. Bleibt sein Bestreben für die Einheit Deutschlands als freies Volk. Diese Werte sind natürlich auch heute noch zu bejahen, aber auch nicht mehr in der Form in der es Arndt tat. Heute haben wir ein anderes Verständnis von Demokratie als Arndt damals. So ist er kein Demokrat, sondern allenfalls ein Liberaler, was im 19. Jahrhundert keinesfalls gleichbedeutend war. Für das heutige Deutschland ist Arndt eindeutig keine positive nationale Identifikationsfigur, jedoch wichtig als Teil der deutschen Geschichte, der einen Fortschritt brachte, seinerseits aber wieder überholt worden ist. Die Beachtung, die er heute noch findet, ist dennoch nicht ungerechtfertigt. Denn obwohl er nicht identitätsstiftend im positiven Sinne ist, so bleibt er ein wichtiger Teil der deutschen Geschichte, welcher keinesfalls vergessen werden sollte. Ein differenziertes Urteil dieser ambivalenten Person ist aus meiner Sicht die einzige Möglichkeit, um diesem liberalen und nationalistischen Deutschen gerecht zu werden. Weder Glorifizierung noch Dämonisierung wären adäquat, wobei ich es für angebracht hielte, die exzessiven Benennungen von Bildungseinrichtungen nach Ernst Moritz Arndt zu überdenken. Ich sage das auch als ehemaliger Schüler des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums, welches interessanterweise 1938 diesen Namen erhalten hat. Bei allen Leistungen für nationale Einheit und Demokratie, für die Namenspatenschaft von Schulen ist er aus historischer Sicht zu sehr belastet.

Weiterführende Links

<http://www.ernst-moritz-arndt.de/>

<http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoenlichkeiten/A/Seiten/ErnstMoritzArndt.aspx>

<http://www.uni-greifswald.de/informieren/ernst-moritz-arndt.html>

Bedürfen wir einer deutschen Identität?

Auch im 21. Jahrhundert fühlen sich viele Menschen mit ihrem Geburtsland verbunden und identifizieren sich mit ihm. Jonas Wagemann setzt sich in seinem Artikel mit der deutschen Identität auseinander und bezieht klar Stellung.

Ein Artikel von Jonas Wagemann

Aufgrund der Veröffentlichung des Call for Papers der vorliegenden Ausgabe von dispositio & opinio kam es unter einigen von uns Autor_innen umgehend zu einer Auseinandersetzung auf Facebook.¹

Der Call »Deutschland – Wer sind ›wir‹?« sowie die Erläuterungen der Herausgeber wurden dabei insofern kritisiert, als dass eine deutsche Identität schlechterdings überflüssig, die Formulierung des Calls also verfehlt sei. Einer der Beteiligten brachte dies mit dem Verweis auf ein Zitat des verdienten Historikers Eric Hobsbawm zum Ausdruck: »Wir müssen uns der Bildung nationaler, ethnischer und anderer Mythen widersetzen, noch ehe sie entstehen.«

Die davon ausgehende Diskussion über die Sinnhaftigkeit eines spezifisch deutschen Selbstverständnisses gipfelte schließlich in der Frage, ob denn nicht ein solches schon durch das beispiellose Verbrechen des Holocausts jede Daseinsberechtigung verloren hat. Dagegen wandte sich nun jemand, der, im Gegensatz zu wohl den meisten Beteiligten der Diskussion, die Meinung äußerte, dass »alle Menschen (...) ein solches Konstrukt zur Identitätsfindung [bräuchten], wie sie das Konstrukt des Hauses brauchen um im Winter nicht zu erfrieren« und für den dieses »Konstrukt deutsch (...) ausnehmend gut funktioniert«. Er griff bei seiner Beurteilung des Zusammenhangs von Völkermord und der damaligen deutschen Identität zu einer erstaunlich relativierenden Einschätzung:

»Es ist richtig, dass der Holocaust durch das Deutschtum begangen wurde. Allerdings hatte es zu diesem Zeitpunkt kein nach innen positives Selbstbild. Deshalb hat Deutschland nach außen alles getan um der Welt zu zeigen wie toll es ist. Dies ist aber keine besondere Eigenart des Deutschen, sondern kommt bei allen Gruppen vor.«

Er will uns damit also offenbar sagen, dass dieses Verbrechen nur begangen werden konnte, weil die damalige deutsche Identität nicht stark und positiv genug gewesen sei und sie sich deshalb ins Negative gekehrt habe. Selbst wenn dieser sehr auf die vermeintliche Wichtigkeit nationaler Identität abzielenden Argumentation zuzustimmen wäre, so wäre sie wohl eher dafür anzuführen, die Gefahr der Unbeständigkeit nationaler Gefühle² durch die Aufklärung über die Sinnlosigkeit derselben obsolet zu machen, statt von ihr ausgehend eine positive – also per se unreflektierte – nationale Identität anzustreben.

Es besteht also, wie wir sehen, ein tiefer Graben zwischen dem Versuch der Verteidigung einer dezidiert positiven Bestimmung nationaler Identität und der Ablehnung derselben. Wie gezeigt werden soll, spielen hier neben konträren politischen Grundeinstellungen politische Vorurtei-

le eine große Rolle.

Ich, für meinen Teil, lehne jede nationale Tendenz in meiner Selbstbestimmung ab, bin ich doch nur der Zufälligkeit meiner Geburt wegen deutsch. Warum sollte man von dieser zufälligen Zugehörigkeit zu einer Gruppe ein positives Gruppenbild ableiten, welches letztlich nur entindividualisierend wirken kann?

Konsequenterweise müsste ein national denkender Mensch, der etwa bei einem großen Sportereignis stolz auf das ist, was seine Landsfrauen und -männer im Namen seines Landes vollbringen, auch jene Ereignisse und Taten zur Kenntnis nehmen, die mehr Scham als Stolz hervorrufen. Beispiele hierfür sind etwa die Massenüberwachung der eigenen Bevölkerung (beziehungsweise die Toleranz der Überwachung der eigenen Bevölkerung durch andere Staaten), Waffendeals im Allgemeinen, insbesondere aber jene, die mit Staaten abgewickelt werden, die die gelieferten Waffen zur Unterdrückung der eigenen Bevölkerung verwenden, die unterlassene Hilfeleistung europäischer Flüchtlingspolitik, der alleine 2014 etwa 5000 Menschen zum Opfer fielen³ sowie gänzlich undemokratische Verhandlungen zu Freihandelsabkommen oder durch Lobbyeinfluss erwirkte Privatisierungswellen.

Auch zur Kenntnis zu nehmen wäre die Rhetorik aktiver Identitätsförderung und -prägung, die etwa durch politische, solche des öffentlichen Lebens und nicht zuletzt journalistische Akteure angestrengt wird. Das beste Beispiel hierfür aus der jüngeren Geschichte ist wohl die Propagierung einer neuen sicherheitspolitischen – also nicht-euphemistisch: einer militärischen – Rolle, die Deutschland zukünftig global spielen soll um der »deutschen Verantwortung« gerecht zu werden und die insbesondere auf der »Münchener Sicherheitskonferenz« von Größen wie Bundespräsident Gauck und Verteidigungsministerin Von der Leyen gefordert wurde. Der politisch zum Marketingschlagwort zweckentfremdete Begriff »deutsche(r) Verantwortung« konterkariert das, was unter Verantwortung eigentlich zu verstehen wäre: Stopp aller Waffenexporte und bedingungslose Ausweitung der Flüchtlingshilfe.

Die weitere Abkehr von den pazifistischen Fundamenten der Bundesrepublik, welche sich nicht nur durch die militärische Niederlage und die damit einhergehende Entmilitarisierung nach 1945, sondern insbesondere auch durch die totale moralische Niederlage ergeben haben, ist mehr als Besorgniserregend.

Man muss sich fragen, ob das ›deutsche‹ Individuum solcherlei unpazifistische Töne für seine nationale Identität annehmen kann, ohne jegliche moralische Integrität in dem Maße zu verlieren, wie es die genannten Politiker vorgebracht haben.

Die Liste der Beispiele, sowohl für Taten, als auch für die

sie begleitende identitätsstiftende Rhetorik meinungsbildender und mächtiger Akteure ließe sich freilich beliebig fortsetzen. Möchte man also als von nationaler Identität bestimmter Mensch behaupten, politisch reflektiert zu sein, so wäre diese deutsche Identität zweifelsohne eine negative, sie müsste konsequenterweise – Empathie vorausgesetzt – gar Selbsthass bedeuten.

Patriot_innen befinden sich also, wenn sie nationalen Stolz empfinden, gleichzeitig aber um die genannten Vorgänge wissen und daher die Schuld der politischen und wirtschaftlichen Elite ihres Heimatlandes daran anerkennen, in einem geistigen Zustand gewisser Schizophrenie.

Das Bedeutet allerdings nicht, dass Vertreter_innen und insbesondere Anhänger_innen einer positiv bestimmten deutschen Identität – selbst wenn sie es nicht selten de facto sind – davon ausgehend gleich als fehlgeleitet und deutschnational gelten sollten. Leider wird ihnen das allerdings häufig von in gewissen Bereichen dogmatischen Teilen der politischen Linken zur Last gelegt. Vergleichbare gesellschaftliche Phänomene sind etwa die ausnahmslose Ablehnung aller Polizist_innen als rechts und gewaltbereit oder der Vorwurf, alle Politiker_innen seien korrupt.

Hat man erkannt, dass eine tolerante und aufgeklärte Gesellschaft keiner national konnotierten Identität bedarf, so kann man sich doch nicht der Realität versperren, dass ein nicht unerheblich großer Teil unserer Gesellschaft seiner Sozialisation nach einer solchen Trennung ihres Selbstverständnisses von patriotischen Gefühlen ablehnend gegenübersteht.

Die Aufgabe, die sich an dieses Missverhältnis anschließt, ist im Interesse des aufklärerischen Fortschritts folgerichtig eine pädagogische. Sie besteht nicht in der steten und alleinigen Anklage der Vertreter_innen nationaler Identität, sondern in der Bereitschaft zum Diskurs. Im Übrigen ist es eine Eigenheit eines solchen Diskurses, dass derjenige, der dem Stellvertretercharakter jedweder patriotischen Gesinnung – denn diese ersetzt ja lediglich den offenbar schwerer anzuerkennenden Gleichheitsgrundsatz – gewahr geworden ist, in der Regel sozial wesentlich Kompetenter und nicht selten auch gebildeter ist, als die allermeisten un-

reflektierten Patriot_innen. Darüber hinaus hat er – was viel wichtiger ist – diejenige Wahrheit auf seiner Seite, die vermeintlich Konservative häufig mit dem absurden Unwort des »Gutmenschentum« zu diffamieren geneigt sind⁴, weil ihnen die Fähigkeit abgeht, die Möglichkeit der annähernden Etablierung ethischer Ideale anzuerkennen. Historische

gesellschaftliche Fortschritte wie die Aufklärung im 17. und 18. Jh., die Abschaffung der Sklaverei in den USA, oder die internationale Erklärung der Menschenrechte, die alle vor ihrer Etablierung für unmöglich gehalten wurden, sind der Beweis für diese Unfähigkeit.

Doch leider finden sich eben auch auf der Seite der Linken nicht wenige Dogmat_innen, welche die Langwierigkeit aufklärerischer Vorgänge ausblenden und deshalb den taktisch kontraproduktiven Weg wählen, jedweden Patriotismus als latent rassistisch zu stigmatisieren, was angesichts der patriotischen Grundhaltung auch der Sozialisten vor 1933 und in der frühen Bundesrepublik schwer verständlich ist.

Letzten Endes bringt der Weg der besonnenen Argumentation die Gesellschaft zweifellos dem Ziel der Befreiung von Sehnsüchten nach patriotischer Identität näher, als es die alleinige Verurteilung des Gegenübers vermag.

Eine verurteilende Herangehensweise begünstigt gegenteilig sogar Vorurteile gegen linksgerichtete Auffassungen, insofern die nicht-linke Masse sich ja nicht selbstständig und unvoreingenommen mit sozialistischer und antinationalistischer Argumentation auseinandersetzt um deren Sinnhaftigkeit zu erkennen.

Unterlässt es also die politische Linke, der Masse bei der Emanzipation durch Information proaktiv unter die Arme zu greifen, dann findet die gewünschte Emanzipation, sowohl von nationalistischen Tendenzen, als auch von Vorurteilen gegen die politische Linke, überhaupt nicht statt. Diese Unterlassung wiederum ist Wasser auf die Mühlen rechtsradikaler Demagoginnen und Demagogen, die das Trauma fehlender deutscher Identität pseudopolitisierter Kreise wunderbar für ihre Ziele nutzen können. Die Funktionalität dieser rechten Strategie ist nicht erst seit Pegida offenkun-



Das Hermannsdenkmal – ein Zeichen des »Deutschen« im 19. Jahrhundert (DrKss, CC BY-SA 3.0)

dig geworden. Es reicht also nicht auf moralisch konsistenten Einstellungen zu beharren – man muss auch Wege finden sie anderen schmackhaft zu machen.

Und nun zurück zur unsäglichen Aussage über den Holocaust, die zwar keiner lupenreinen Leugnung desselben gleichkommt, doch aber die Frage aufwirft, warum man überhaupt das Bedürfnis verspürt, den Nationalismus vor der Anschuldigung zu verteidigen, dass er den Nährboden für solch unvergleichbar grausame Verbrechen bietet. Nun, ich halte es aufgrund anderer Aussagen neoliberaler und nationaler Gesinnung der besagten Person im sozialen Netzwerk für durchaus möglich, dass ihr Urheber – als jemand der womöglich gegenüber »Gutmenschen« allzu vorurteilsgeladen ist – sich von seiner traditionalistisch-patriotischen Position nur schwer wird emanzipieren können. Zwar hatte auch er angedacht zu dieser Ausgabe einen Artikel beizusteuern, der sich sicher mit der hier behandelten Thematik befasst, doch glaube ich nach bisherigem Kenntnisstand seiner Einstellung nicht, dass er indes seine verquere Gesinnung ablegen konnte. Er verstehe diesen Artikel also als ausdrückliche Einladung zu einer den hier vorgebrachten Argumenten Rechnung tragenden Gegendarstellung!

Was spricht gegen die folgende Antwort auf die Fragen, was und ob eine deutsche Identität sein soll:

Deutsche sollten eine Gruppe sein, die sich von ethnischer und auf andere Weise ausgrenzender Identitätsbestimmung der eigenen Volkszugehörigkeit emanzipiert und solche Identitätsmuster wählt, die unabhängig von ihrer nationalen Zugehörigkeit bestehen, sich also an moralisch vertretbaren und widerspruchsfreien Werten orientieren. Letztlich führt dies die gestellte Frage, was deutsches Selbstverständnis – also eine deutsche Identität – sein sollte, natürlich ad absurdum.

Fußnoten

- 1) Die Diskussion wurde indes leider vom Administrator gelöscht. Direkt zitierte Aussagen wurden zuvor kopiert, können jedoch aus dem genannten Grund nicht nachgewiesen werden.
- 2) Die Gefahr, die nationaler Identitätsbestimmung inhärent ist brachte Arthur Schopenhauer einmal mit folgender Aussage zum Ausdruck: »(...) jeder erbärmliche Tropf, der nichts in der Welt hat, darauf er stolz sein könnte, ergreift das letzte Mittel auf die Nation, der er gerade angehört, stolz zu sein. Hieran erholt er sich und ist nun dankbarlich bereit, alle Fehler und Torheiten, die ihr eigen sind, mit Händen und Füßen zu verteidigen«, aus: Aphorismen zur Lebensweisheit, Kap. II.
- 3) <http://www.unhcr.org/5486e6b56.html>.
- 4) Ich frage mich schon seit geraumer Zeit, ob diese Leute es vorziehen schlecht zu sein. Ein erschreckendes Beispiel für diese Diffamierung durfte man vor einigen Wochen in der FAZ lesen: Günther, Markus: Ein Volk von Antifaschisten, in: FAZ, 18.02.2015.

Über Nationalstaaten

Viele Wissenschaften beziehen sich mehr oder weniger häufig als Größe auf Nationalstaaten. Sei es die Ökonomie mit nationalstaatlichen Kennzahlen oder die Politikwissenschaften mit den internationalen Beziehungen. Nicht so die Soziologie, welche sich – sei es bewusst, sei es unbewusst – sehr häufig auf andere Größen bezieht. Zeit, das Konzept des Nationalstaates einmal zu hinterfragen.

Ein Artikel von Hendrik Erz

Warum sollte ein Soziologe über Nationalstaaten schreiben? Diese Frage mag verwundern, doch ein Blick über die einschlägige soziologische Theorie zeigt: Mit Nationalstaaten hat die Soziologie es nicht so sehr. Selbstverständlich soll das natürlich nicht heißen, dass es keine soziologische Literatur gebe, ich selbst habe mit »Theories of Nationalism« eines jener Werke im Schrank stehen. Doch der Nationalstaat hat keinen hohen Stellenwert in der Soziologie. Doch warum ist das so?

Zunächst einmal wollen wir uns den Begriff Nationalstaat ansehen. In ihm stecken zwei sonst eigenständige Begriffe, welche oftmals synonym verwendet werden: Nation und Staat. Beide Begriffe bedeuten jedoch etwas fundamental anderes.

Von Abstammung und Verwaltung

Der erste Begriff, Nation, impliziert bereits das lateinische Ursprungswort: natio, was soviel bedeutet wie Volk, Sippe, Schar. Es impliziert nach dem Duden auch: »große, meist geschlossen siedelnde Gemeinschaft von Menschen mit gleicher Abstammung«. ¹ Insbesondere letzterer Teil sollte aufhorchen lassen: »Menschen mit gleicher Abstammung«: er impliziert etwas schicksalhaftes, dass Menschen – ob sie es wollen, oder nicht – zusammen gehören, aufgrund gleicher Herkunft oder, wie es das vermutlich unabsichtlich verwandte Substantiv »Abstammung« impliziert, biologischer Faktoren. Selbstverständlich ist das ein unbestreitbarer Fakt – Menschen, insbesondere in einzelnen Gemeinden mit geringer geographischer Mobilität, lassen sich bestimmt auf gemeinsame Linien zurückführen (obwohl das insbesondere für besser gestellte soziale Klassen nicht nachweisbar ist, wie zwar selektiv, aber gleichwohl anschaulich, eine Visualisierung der Wanderbewegung berühmter Persönlichkeiten seit Christi Geburt zeigt²). Doch die Verbindung des Wortes »Nation« mit »Staat« verzerrt die Bedeutung desselben und lädt letzteren Begriff mit einem Konstrukt auf, das für eine gewisse Zeit seine Bedeutung hatte, jedoch heute nicht mehr »zeitgemäß« ist. Doch zunächst wenden wir uns dem Begriff »Staat« zu.

Der Begriff des Staates kommt aus dem lateinischen, res publica, wörtlich übersetzt »die öffentliche Sache«. Hier äußert sich eine komplett andere Bedeutung. Der Staat ist seit der Antike ein Zusammenschluss von Personen, welche für ein bestimmtes Gebiet, zunächst Stadtstaaten in Griechenland, später das römische Imperium und zum Schluss – über multinationale Organisationen wie UN, IWF oder NATO – über die gesamte Welt, Verwaltungsbeschlüsse treffen, darüber abstimmen, wie bestimmte Situationen und Probleme angegangen werden sollten und was erlaubt und unerlaubt ist. Das ist – und hier kommen wir wieder in die Richtung der Soziologie – eine verwaltungstechnische, also juristische

und ökonomische Institution, die zwar aus der Gesellschaft hervorgegangen ist, jedoch nicht »gesellschaftlich« im soziologischen Sinne ist. Generell also, das ist hier festzuhalten, sind beide Begriffe etymologisch recht verschieden und sie zu verbinden zeugt von einer artifiziellen Konstruktion des Begriffes »Nationalstaat«. Zygmunt Bauman geht sogar so weit, zu sagen, dass die beiden Konzepte in ihrer ausgewachsenen Form in keinem Fall auf den jeweils anderen angewiesen sind (Bauman 1992: 197).

Staat und Gesellschaft

Doch wie steht es nun um die Verbindung von Staat und Gesellschaft? Generell, das ist festzuhalten, gehen viele Theorien von einer Trennung von Staat und Gesellschaft aus. Der klassische Marxismus sieht im Staat einen Teil des Überbaus; nach dem »Beginn der Geschichte« durch Eintritt in den Sozialismus, eine Vorstufe des Kommunismus, wird der Staat stark geschrumpft sein und zu Beginn des Kommunismus, der vollständigen Gleichheit aller Menschen, vollständig abgeschafft sein. Unabhängig der möglichen oder (wohl eher) unmöglichen Realisierung dieses Konzeptes wird hier im Staat etwas gesehen, welches über der Gesellschaft steht, sie verwaltet und auch den Übergang zu etwas, was danach kommt, steuert.

Ein großer Kritiker des klassischen Marxismus, der italienische Marxist Antonio Gramsci, verwirft zwar einen nicht zu vernachlässigenden Anteil der marxistischen politischen Theorie, sieht aber ebenfalls im Staat ein Instrument, keinen Teil einer Gesellschaft. So ist der Staat für ihn ebenfalls ein Teil der »Superstruktur«, also des Überbaus, der von denjenigen ökonomischen Klassen, die derzeit eine Gesellschaft beherrschen, genutzt wird, um ihre eigene Ideologie, ihre Ideen, auf die unterlegenen Klassen übertragen und damit eine konsensfähige Herrschaft aufzubauen – als Mittel dient der Staat, aber auch gesellschaftliche Institutionen wie Schulen oder Universitäten.³

Und hierbei sind wir bei einer dritten Theorie, die ich einführen möchte: Der Institutionalismus. Ausgehend von ihrer »Gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit« haben Peter Berger und Thomas Luckmann die Gesellschaft als durch Institutionen zusammengehalten beschrieben.⁴ So reichen Institutionen vom einfachen Handschlag bis hin zu großen Institutionen wie dem Bundesfinanzamt. In dieser Theorie wird die Verbindung, welche Staat und Gesellschaft teilen, vermutlich am deutlichsten: Der Staat als eine Art »Über-Institution« von teilweise jahrhundertealten Verhaltensweisen, die sich nach und nach im deutschen Staat, den wir heute kennen, kulminierten.

Jedoch liefern Berger/Luckmann noch einen anderen Aspekt, den Institutionen mit sich bringen: Ihre Dauer. Nach anfänglichen Effizienzgedanken werden sie sehr schnell zu

Institutionen, welche »man eben so macht« (Berger/Luckmann 2013: 63) und in ultimativer Konsequenz zu Institutionen, deren Sinn sich schlicht und ergreifend nicht mehr erschließt. Warum beispielsweise wird auch im Jahre 2015 noch am Ideal der Vollbeschäftigung festgehalten? Eine Studie der Oxford-University deuten bereits jetzt auf einen massiven Rückgang der Arbeitsmöglichkeiten allein durch die Digitalisierung und fortschreitende Modernisierung der Arbeitswelt hin⁵ – etliche Millionen Verwaltungsjobs beispielsweise werden bis zur Mitte dieses Jahrhunderts dadurch wegfallen. Und dennoch: Alle Länder dieser Welt halten bis zum heutigen Tage daran fest, dass jeder Mensch arbeiten müsse – und zwar acht Stunden am Tag, 40 Stunden die Woche, am liebsten bis 67. Warum ist das so? »Weil man es halt so macht«. Obwohl Berger/Luckmann diesen Satz im Kontext von Kindern, welche jene Institutionen über ihre Eltern und deren Bekannte übernehmen, verwenden, passt er auch sehr gut auf alltägliche Situationen.

Hier bekommen wir wieder den Schwenk zum (deutschen) Nationalstaat hin: Dieses Konzept, entstanden bis 1848 im deutschen Vormärz und verwirklicht 1871 nach den sogenannten »Einigungskriegen« durch Bismarck, diente ursprünglich dazu, die vormals untereinander fremden Gebiete inmitten der mitteleuropäischen Landmasse unter einem Begriff zusammen zu fassen. Später, vor dem zweiten Weltkrieg, wurde dann der Begriff der Nation stärker betont, der Staat, mittlerweile faschistisch, rückte in den Hintergrund. Dennoch gelang es nicht, vor der Hochzeit des Krieges ein starkes »Nationalbewusstsein« zu erzeugen, sodass auch der Angriff auf Polen noch nachträglich dem Nachbarland zugeschoben werden musste, da die »Abstammung« wohl nicht ausreichte. »Seit 5:45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen!« war der Ausdruck dieser Unfähigkeit.

Doch gehen wir wieder in die heutige Zeit und stellen die Frage: Ist das Konzept des Nationalstaates noch zeitgemäß? Dazu will ich erneut die Soziologie heranziehen. Grenzen sind – rein sozial gesehen – unsichtbar. Es gibt genügend Analysen, die zeigen, dass Grenzen nur allzu gerne überschritten werden. Da ist nicht nur die innerstaatliche Mobilität zu nennen, dass beispielsweise viele Menschen innerhalb Deutschlands oft hin und her reisen, sondern auch in die Nachbarländer – seitdem das Schengen-Abkommen 1985 in Kraft getreten ist, ist es beispielsweise am Niederrhein Gang und Gebe, ins nahe Venlo zum Einkaufen zu fahren. Dort zu kaufen gibt es einige niederländische Produkte, aber im Großen und Ganzen sehr viel, was auch in Deutschland erhältlich ist. Denn Kulturen – noch viel mehr jedoch Sprachen – machen an Grenzen nicht halt.

Gesellschaftliche Grenzen entsprechen keinesfalls staatlichen Grenzen

Sprachwissenschaftler sehen die Welt anders und anhand von Dialekten lässt sich beispielsweise zeigen, dass die Grenzen dieser teilweise deutlich anders als Staatsgrenzen liegen⁶ – in der Tat ist nicht nur die Schweiz ein gutes Beispiel völlig verschiedener Sprachgrenzen, sondern auch einige in östlichen Nachbarländern Deutschlands liegende Gebiete des ehemaligen deutschen Reichs verfügen noch

über deutschsprachige Gebiete⁷ – zudem ist Deutsch die dritthäufigste Sprache in den USA. Kulturen und Gesellschaften lassen sich nicht von Grenzen aufhalten. Höchstens von Gesetzen – das zeigt sich insbesondere am »Kleinen Grenzverkehr« zwischen Polen und Russland.⁸ Die Region Kaliningrad sowie die angrenzenden polnischen Gebiete weisen seit Abschluss eines Vertrages zum visafreien Grenzübertritt 2011 einen regen Verkehr aus beiden Ländern auf. Außerdem gibt es einen regen Verkehr zwischen den ehemaligen GUS-Staaten und Russland: Gastarbeiter kommen regelmäßig nach Russland, um dort zu arbeiten.⁹ Über die Bedingungen brauchen wir nicht zu sprechen, aber auch hier entsteht – nach den jeweiligen rechtlichen Vorbereitungen – ein reger Verkehr. Das russische Wort dafür ist gar ein deutsches Lehnwort: »Gastarbajtery«.

Immer mehr geraten also internationale oder transnationale Ansätze in den Fokus von Forschung und Wissenschaft. Nicht nur die Länder-Analysen des Forschungszentrums Osteuropa der Universität Bremen¹⁰ beschäftigen sich immer wieder mit den Verbindungen jener ehemaligen GUS-Staaten untereinander, sondern auch die Area-Studies beschäftigten sich seit Ende des Kalten Krieges¹¹ mehr und mehr mit transnationalen Bewegungen, die vor Ländergrenzen nicht Halt machen. Denn man muss nicht das einfache Beispiel Afrika heranziehen, wo staatliche Grenzen mit dem Lineal durch etliche kulturelle Gruppen gezogen wurden und die beispielsweise auch die Terrorgruppe Boko Haram nicht an regelmäßigen taktischen Grenzübertritten hindern.¹² Stattdessen gehen Forschungsnetzwerke der Area Studies mittlerweile nicht mehr von orthodoxen soziologischen und kulturwissenschaftlichen Theorien aus, die ihrerseits nach Ansicht der Forscher bereits imperialistische beziehungsweise westlich zentrierte Annahmen treffen. Stattdessen bemüht man möglichst vielversprechende Theorien wie – im Falle des Forschungsnetzwerkes »Crossroads Asia« – jene der Figuration von Norbert Elias.¹³

Elias nämlich versuchte, mithilfe der Figurationen ein zentrales Problem der Soziologie zu lösen: Das der Verschiedenheit von »Gesellschaft« und »Individuum«. Viele soziologische Theorien gehen nämlich bis heute entweder vom Individuum (beispielsweise Rational-Choice) oder von der Gesellschaft (beispielsweise die Systemtheorie) aus, obgleich das jeweils eine ohne das andere nicht existieren könnte. Mithilfe dieser Figurationen nun ist es also möglich, menschliche Gesellschaft vollkommen losgelöst von staatlichen Grenzen zu betrachten und zugleich die Subjekt-Objekt-Grenze zu durchbrechen (welche die Untersuchten Gesellschaften/Individuen in der klassischen Soziologie zu Objekten machte).¹⁴

»Über Grenzen«

Und in diese Richtung weist auch die sonstige Forschung: Weg von (juristischen) Konzepten von »National«-Staaten und hin zu gesellschaftlichen transnationalen Konzeptionen, welche Grenzen nicht mehr in einem »Volk« suchen, sondern vielmehr in kulturellen Verbindungen, welche staatliche Grenzen verschwimmen lassen und ersetzen durch das, was die Welt wirklich am Laufen hält: Kulturelle Verbindun-

gen zwischen Gruppierungen aus mehreren Ländern, die sich um Grenzen nur dann Scheren, wenn sie genau diese Funktion erfüllen: eine Grenze für die Bewegungsfähigkeit der Menschen zu sein. Und vor diesem Hintergrund sollte auch die Flüchtlingspolitik – um die letzte Kurve in diesem Artikel zu nehmen – gesehen werden. Flüchtlinge anderer Länder mögen nicht in einem juristisch definierten Staat Deutschland geboren sein, aber das macht sie nicht zu schlechteren oder besseren Menschen als wir. Und da sind sich Religion und Wissenschaft ausnahmsweise absolut einig: Alle Menschen haben, wenn man ihre Abstammung zum historischen Ursprung zurückverfolgt, exakt denselben Ursprung. Entweder wurden alle Menschen von Gott (gleich) geschaffen, oder sie haben sich alle in der gleichen Region, irgendwo in Afrika entwickelt. Und dass Gläubige wie nicht Gläubige in der EU sich daran erinnern sollten, wenn sie gegen Flüchtlinge auf die Straße gehen, ist eine Pflicht, die hierzulande sogar vom Staat vorgegeben ist – eine Gemeinsamkeit auch zwischen den sonst so unterschiedlichen Strukturen Staat und Gesellschaft. Und das völlig ohne Nation.

Fußnoten

- 1) <http://www.duden.de/rechtschreibung/Nation>.
- 2) »Birthplace to ‚Death Bed‘ Of 150,000 Famous People Visualized« auf <http://youtu.be/K97SUE-JetM> [zuletzt abgerufen am 09. März 2015, 21:17 Uhr].
- 3) Vgl. Gramsci 2000 [1971], S. 189 – 209. Für eine anschauliche Einführung in das Verhältnis zwischen Staat, Gesellschaft und (ökonomischen) Klassen siehe Patnaik 2004.
- 4) Vgl. Berger/Luckmann 2013 [1969].
- 5) Vgl. Frey/Osborne 2013, S. 37.
- 6) Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Dialekte#mediaviewer/File:Heutige_deutsche_Mundarten.PNG [abgerufen am 9. März 2015, 23:56 Uhr]. Zu sehen ist hier klar, dass deutsche Sprachen ganz Österreich, einen großen Teil der Schweiz und sogar einige Exklaven vereinnahmen.
- 7) Vgl. ebd.
- 8) Vgl. <http://www.bpb.de/199438>.
- 9) Vgl. <http://www.bpb.de/196786>.
- 10) <http://www.laender-analysen.de/>.
- 11) Tatsächlich war einer der Hauptzwecke für die Area Studies bis zum Ende des Kalten Krieges, »den Feind zu verstehen«, da man selbstverständlich Sprache und Kultur beispielsweise in Vietnam verstehen musste, wollte man gegen dortige Feinde vorgehen, vgl. Burgess 2004.
- 12) Vgl. Kamps 2014. Ein weiteres Beispiel ist der Sudan, in welchem Flüchtlinge wie Kämpfer regelmäßig die Grenze zwischen Darfur und dem Tschad überqueren, vgl. Siebigteroth 2014.
- 13) Vgl. Mielke/Hornidge 2014.
- 14) Vgl. ebd.; sowie Schäfers 1995, S. 75 – 78.

Literatur

Bauman, Zygmunt, »Intimations of Postmodernity«, London 1992.

Berger, Peter; Luckmann, Thomas, »Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit«, Frankfurt am Main 2013

(urspr. 1969).

Burgess, Chris, »The Asian Studies »Crisis«: Putting Cultural Studies Into Asian Studies And Asia Into Cultural Studies«, in: International Journal of Asian Studies 1,1 (2004), S. 121 – 136.

Frey, Carl Benedict; Osborne, Michael A., »The future of employment: How susceptible are jobs to computerisation?«, Oxford 2013, online abrufbar unter http://www.oxfordmartin.ox.ac.uk/downloads/academic/The_Future_of_Employment.pdf [abgerufen am 11.03.2015].

Gramsci, Antonio, »The Gramsci reader: selected writings, 1916-1935«, hrsg. von Forgacs, David, New York 2000 (urspr. 1971).

Kamps, Lukas, »Nigerias erfolgloser Kampf gegen den Terror der islamistischen Sekte Boko Haram«, in: dispositio & opinio 3 (2014), S. 12 – 13.

Mielke, Katja; Hornidge, Anna-Katharina, »Crossroads Studies: From Spatial Containers to Interactions in Differentiated Spatialities«, in: Crossroads Asia Working Paper Series 15 (2014).

Patnaik, Arun Kumar, »Gramsci Today«, in: Economic and Political Weekly 39,11 (2004), S. 1120 – 1123.

Schäfers, Bernhard (Hrsg.), »Grundbegriffe der Soziologie«, Opladen 1995.

Siebigteroth, Nadia, »Living Darfur — Erinnerung an eine humanitäre Katastrophe«, in: dispositio & opinio 3 (2014), S. 7 – 11.

Ein Lobeshymnen

Den Abschluss dieses Calls bildet ein kurzes Stück über Patriotismus von Tim Niendorf.

Eine Glosse von Tim Niendorf



Das Fußballfest auf der Fanmeile in Berlin im Juni 2006. (Times, CC BY-SA 3.0)

Die Mexikaner singen sie mit Inbrunst, die Franzosen mit geschwellter Brust. Im »Land of the Free« kullern wegen ihr gar stolzgetränkte Freudentränen über die Wangen. An manchen Orten stehen Grundschüler eigens zehn Minuten früher auf, nur, um ihr schon im Morgengrauen – Spalier stehend und ergriffen von ihrem Klang – auf dem Schulhof lauschen zu dürfen. Und zu verstehen, wo die Prioritäten liegen. Und zwar nicht auf dem eigenständigen Denken. Es lebe die Nation! Nur in Spanien verzichtet man auf den Gesang, »ay, ¡qué pena!«

Und wir? Scheuen uns. Verharren stumm.

Nur alle zwei Jahre packen einige ihren ganzen Mut zusammen. Gepackt vom Fußballfieberwahn. Von allen bösen Gewissensgeistern verlassen. Vergessen und verdrängen all unsere Scham. Dann dürfen wir, hundegleich, von der schweren Leine gelöst, auch mitbellen. Mitheulen im Weltkonzert der kollektiven Einzelgänger. Doch dann: husch, husch, zurück ins Körbchen. Maulkorb auf, wir könnten ja wieder beißen. So auch nun wieder: »Psst!«. Ruhe bis 2016.

Verständnislos blickt die Welt auf den Deutschen, verwirrt über seine Zurückhaltung. »Singt doch mal!«, fordert sie auf. »Besingt euer Land! Ihr dürft, nur Mut« Doch: unmöglich. Zu viel Blei liegt auf den Stimmbändern. Nur ein belegtes Gestammel will entweichen. Oder es bleibt beim

Schweigen.

Was ist nur los? Was stimmt denn nicht mit uns? Oder doch alles ganz stimmig?

Die einzigen, die sich in der Zwischenzeit hierzulande an die Hymne wagen, sind die Verirrten, Verwirrten. Die Sonderlinge, die Witzlosen, die Einbahnstraßendenker. Jene die uns jüngst wochenlang vor einer Religion schützen wollten, die keine Staatsgrenzen kennt, keine Grenzen kennen kann. Jenes Rudel, das noch in starren Grenzbildern denkt und gleichsam grenzenlose Dummheit verspricht. National, das war einmal. Und doch noch da. Von Tausenden überhöht.

Und die Normalen, die Mehrheit, die Offenen? Bewiesen dennoch, was in der deutschen Hymne steckt. Zeigten Einigkeit auf Recht und Freiheit. Für Deutsche, Migranten, Flüchtlinge. Verschwunden die Zweifel am eigenen Land. Gewichen dem Mut und der Hoffnung, dass wir doch ganz okay sind. Nicht besser, aber auch nicht schlechter als der Rest. Durchschnittsmenschen. Und ganz offensichtlich entspannter sind, als es manches Mal den Anschein hat. Altes Deutschland, neues Deutschland: Wer sind wir? Im rechten Moment entschlossen, *weltwach*. Danach lasst uns alle streben, brüderlich mit Herz und Hand!

Philosophie



Der Streit über das Für und Wider einer Existenz Gottes geht in die nächste Runde — diesmal mit einem Beitrag von Sebastian Kirschner über philosophische Gottesbeweise. Außerdem befasst sich Christoph Nuhs mit der Frage, welche Auswirkungen die digitale Kontrollgesellschaft haben kann.

Von höchsten Wesen und unendlichen Wettquoten

Bereits in der dritten Runde befindet sich die Auseinandersetzung über »die« Frage: Gibt es Gott? Sebastian Kirschner antwortet in Ausgabe 01/2015 auf einen Beitrag von Aron Schwertner: Philosophische Argumente für eine Existenz Gottes

Ein Artikel von Sebastian Kirschner

Wie es sich für ein Meinungsmagazin gehört, so soll auch in dieser Ausgabe der Disput zwischen Theismus und Atheismus weitergeführt werden. Dieses Mal möchte ich aus theologisch-philosophischer Perspektive auf die Frage eingehen, die Aron Schwertner am Ende seines Artikels an mich gerichtet hat: »Welche Argumente sprechen [...] für eine Existenz Gottes?«¹ Dazu möchte ich einen Rundgang durch die Philosophiegeschichte der Gottesbeweise wagen und die Argumente vorstellen, die für eine Existenz Gottes sprechen.² Zwei Vorbemerkungen dazu: Zum einen ist mir sehr wohl bewusst, dass keines der folgenden Argumente unwidersprochen geblieben und auch keines in sich endgültig schlüssig ist. Aufgrund einer Schärfung der eigenen Position möchte ich jedoch auf einen differenzierten Zugang mit Absicht verzichten – auch, um das Feuer der Debatte weiter zu schüren. Zum anderen bleibe ich bei meiner in meinem ersten Artikel vor zwei Ausgaben getroffenen Aussage, dass Glaube für mich Entscheidung bedeutet. Der philosophische Versuch, Gott zu beweisen, gibt dem Gläubigen Argumente für seine Position, dispensiert jedoch nicht von der Glaubensentscheidung des jeweiligen Individuums; allein schon deswegen, weil der philosophische Gott mit dem geoffenbarten Gott einer Religion meist relativ wenig gemeinsam hat.

Ich denke, also ist Gott – der Versuch, Gott a priori zu beweisen

Der erste Denker, der den Versuch unternommen hat, Gott zu beweisen, war im späten 11. Jahrhundert Anselm von Canterbury. Seinem sogenannten »ontologischen Gottesbeweis« liegt die Definition zu Grunde, dass Gott das ist, worüber hinaus nichts Größeres gedacht werden kann. Es geht ihm also in diesem Beweis dezidiert nicht darum, die Existenz des christlichen Gottes zu beweisen, auch wenn er später versuchen wird, die beiden Gottesbegriffe zur Deckung zu bringen. Er fährt nun fort, dass jeder Mensch – selbst ein Atheist – den Begriff »Etwas, über das hinaus nichts Größeres gedacht werden kann« denken kann, er also eine Wirklichkeit im Verstand darstellt. Aus diesem Umstand schließt Anselm nun indirekt auf die tatsächliche Existenz Gottes. Wenn nämlich der Begriff eine bloße Existenz im menschlichen Verstand hätte, dann ließe sich eine Wirklichkeit denken, die größer ist als dieser Begriff. Dies würde jedoch zu dem Widerspruch führen, dass das, worüber nichts Größeres gedacht werden kann, etwas ist, worüber hinaus Größeres gedacht werden kann. Somit kann es sich bei diesem höchsten Wesen nicht nur um eine Wirklichkeit rein im Verstand handeln, sondern es muss auch außerhalb des Verstandes existieren. Anselm beweist damit die Existenz Gottes rein über den Begriff, der im Menschen von einem höchsten Wesen angelegt ist. Sein Beweis wird a priori (= vom ersten her) genannt, da er keiner Vermittlung durch

äußere Vorgänge bedarf, um einzuleuchten.

Ähnlich denkt auch René Descartes am Beginn der Neuzeit, der Erfinder des methodischen Zweifels in der Philosophie. In seinem sogenannten »ideentheoretischen Gottesbeweis« geht er davon aus, dass jeder Mensch in sich die Idee Gottes findet – abgesehen vom eigenen Glauben. Nun gibt es jedoch für Descartes keine Ideen, ohne dass diese eine Ursache außerhalb der Vorstellung des Menschen haben. Er unterscheidet dazu objektive und formale Realität. Die Realität einer Idee im Verstand des Menschen ist die objektive Realität und die Realität außerhalb des menschlichen Verstandes die formale Realität. Nun hat die Idee Gottes eine unendliche objektive Realität. Descartes Definition ansetzend, dass die formale Realität mindestens der objektiven Realität entsprechen muss, beweist sich daraus, dass die Idee Gottes dessen Existenz verbürgt. Andersherum gesprochen: Nur aufgrund der Existenz Gottes kann der Mensch überhaupt die Idee Gottes haben. Dies ist zugegeben ein sehr schwacher Beweis der Existenz Gottes, zeigt aber, dass die philosophische Frage nach Gott mit der Moderne nicht zum Erliegen gekommen ist.³

Alles hat einen Anfang und ein Ende – der Versuch, Gott a posteriori zu beweisen

In Auseinandersetzung mit dem Beweis Anselms weist Thomas von Aquin, ein Denker des 13. Jahrhunderts, die Annahme zurück, dass Gott rein aus sich heraus erklärbar wäre. Für ihn lässt sich Gott nur aus äußeren Umständen heraus beweisen, also a posteriori. Seine sogenannten »Fünf Wege« eines Beweises der göttlichen Existenz laufen alle über die empirische Beobachtung von Ursache und Wirkung in der Umwelt des Menschen. Im Kern lassen sie sich alle auf den Widerspruch zurückführen, dass es keine endlose Kette von Wirkung und Ursache geben kann. Dazu muss man sich bloß eine kontingente Sache vorstellen, also eine Wirklichkeit, die nicht notwendig existiert. Jeder kontingenten Sache ist es jedoch eigen, dass sie irgendwann einmal nicht existiert hat. Ihre Existenz verdankt diese Sache also wenigstens einer anderen Sache, durch die sie verursacht wurde. Nun ist jedoch dem Menschen keine Sache bekannt, die nicht kontingent ist. Also müssen alle Sachen, die es je gegeben hat, irgendwann einmal nicht-existent gewesen sein. Dies ist jedoch unmöglich, da offensichtlich nichts aus dem Nichts entstehen kann. Wie schon Anselm, so formuliert auch Thomas seinen Gottesbeweis als Gegenthese zu einem logischen Widerspruch. Der Widerspruch zeigt, dass es irgendwann einmal zumindest eine notwendige Sache gegeben hat, um mit Aristoteles zu sprechen: den »unbewegten Bewegter«. Dieser – in Thomas Diktion – wird gemeinhin Gott genannt. In diesem Gottesbeweis ist Gott also nicht von vorneherein das höchste aller Dinge, sondern die Ursache aller Dinge, ohne die die Welt, wie wir sie kennen, nicht aus sich selbst her-

aus zu verstehen ist.

Von einer Wette, der Moral und dem Futur II – der Versuch, Gott praktisch zu beweisen

Nachdem dieser Artikel bis jetzt reichlich graue Theorie vorgetragen hat, soll er mit drei Beispielen eines praktischen Zugangs zur Beweisbarkeit Gottes enden. Einen Zugang über die Spieltheorie legt Blaise Pascal, der der Frage nachgeht, was der Mensch gewinnt und verliert, wenn er sein Leben an Gott ausrichtet, also auf Gott wettet. Ihm werden die Idealanforderungen eines christlichen Lebens vorgeschwebt haben, wie Enthaltensamkeit und Frömmigkeit, die ein Leben in Entbehrung fordern. Wenn es nun Gott nicht gäbe, dann wäre all dieser Einsatz völlig umsonst gewesen, im schlimmsten Fall das ganze Leben vertan. Wie modern seine Frage ist, kann man am Slogan der Brights-Kampagne ablesen: »There's probably no God. Now stop worrying and enjoy your life.« Der praktische Gottesbeweis von Pascal fußt auf zwei Prämissen, nämlich der Verpflichtung des Menschen Gott gegenüber eine Haltung des Wettens oder Nicht-Wettens einzunehmen und der Annahme, dass die Wahrscheinlichkeit, dass Gott existiert, nicht gleich Null ist.⁴ Wenn der Mensch nun auf Gott wettet und dieser existiert, dann ist der Gewinn für Pascal das selige Leben, also unendlich. Wettet der Mensch auf Gott und dieser existiert nicht, dann ist der Verlust lediglich ein religiöses Leben. Andersherum bewirkt das Nicht-Wetten auf Gott zwar den Gewinn eines Lebens, sofern er nicht existiert, jedoch ist der Verlust bei vorhandener Existenz Gottes unendlich. In Pascals Wette ist also der Verlust bei Nicht-Wette auf Gott viel zu hoch, als dass es rational nicht geboten wäre, auf ihn zu wetten. Einen Gottesbeweis im strengen Sinne kann man diesen Denkvergang natürlich nicht nennen. Dennoch zeigt er, wie essentiell die Frage nach der Existenz Gottes und der Konsequenzen aus der Entscheidung für und wider ihn sind.⁵

Ein weiterer Versuch, Gottes Existenz praktisch zu erweisen, stellt das »praktische Postulat« von Immanuel Kant dar. In seiner Moralphilosophie arbeitet Kant heraus, dass sich im Menschen moralisches Handeln und physische Natur in einem Widerspruch befinden. Dies wird am Beispiel eines ertrinkenden Kindes verdeutlicht: Wenn ein Mensch ein Kind ertrinken sieht, dann hat er prinzipiell die Möglichkeit zu entscheiden, ob er den rein physischen Vorgang des Ertrinkens tatenlos geschehen lässt oder ob er handelnd eingreift. In seiner Vorstellung eines moralischen Gesetzes weist Kant natürlich nach, dass der Mensch genau weiß, wie er sich zu verhalten hat, was jedoch das bleibende Problem von Natur und Moral nicht zufriedenstellend lösen kann. Nun nimmt Kant ein höchstes Gut an, worunter er die Harmonie von physischer Natur und moralischem Handeln versteht. Der Mensch strebt danach, sowohl seine naturhafte Verfasstheit als auch seinen moralischen Anspruch höchstmöglich zu verwirklichen. Dies setzt jedoch die Vorstellung voraus, dass es einen Zustand geben kann, indem Natur und Moral in Einklang miteinander sind. Diesen können sie jedoch als Gegensätze nicht selbst verwirklichen. An dieser Stelle bleibt Kant nichts anderes übrig, als die Existenz eines Welturhebers anzunehmen, der die Harmonie auch der widersprüchlichsten Umstände verbürgt und wiederherstellen kann.

Damit wird die Existenz Gottes zu einem notwendigen Postulat, ohne welches das moralische Handeln im physischen Menschen nicht verstehbar ist.

Ein letztes Beispiel für einen praktischen Gottesbeweis liefert der zeitgenössische Philosoph Robert Spaemann, der damit auf den Vorwurf Friedrich Nietzsches reagiert, dass der ganze Glaube nichts anderes sei als bloße Grammatik, geschaffen, den Menschen zu unterdrücken. Einzige Prämisse ist dabei die Annahme, dass es mindestens einen Satz gibt, von dem gesagt werden kann, dass er wahr ist. Der Spaemann'sche Beweis ist also nichts für Philosophen, die Wahrheit an sich ablehnen. Alle anderen jedoch können den aus der Prämisse abgeleiteten Satz bejahen, dass ein Satz, der in der Gegenwart wahr ist, auch im Futur II wahr gewesen sein wird. Dies bedeutet, dass der wahre Satz ewig wahr ist, da er nie mehr aufhören wird, wahr zu sein. Nie wieder aufhören, wahr zu sein, kann der Satz jedoch nur, wenn er zu jedem Zeitpunkt auch erinnert wird. Da jedoch anzunehmen ist, dass es irgendwann kein endliches Bewusstsein mehr geben wird, dass den Satz erinnern kann, so muss notwendig ein unendliches Bewusstsein angenommen werden, dass diesen Satz erinnert und damit seine ewige Wahrheit verbürgt. Dieses unendliche Bewusstsein wird nun gemeinhin Gott genannt. Für Spaemann bricht alle Grammatik zusammen, wenn man hinter ihr kein unendliches Bewusstsein mitdenkt, da ohne ein solches keine grammatikalische Wahrheit denkbar ist.

Rückgabe der Frage

Es hat sich gezeigt, dass sich kein wissenschaftlicher Bereich ohne die Gottesfrage denken lässt. Gott verfolgt den Philosophen in die Erkenntnistheorie, die Logik, die Spieltheorie und die Ethik. Auch der Naturwissenschaftler – egal ob Urknall-Theoretiker oder Evolutionsbiologe – kann sich von einem Standpunkt zur Frage nach der Existenz Gottes nicht lossprechen. Ich für meinen Teil habe meine Entscheidung getroffen und gebe deshalb in Erwartung einer tiefen Replik die Ausgangsfrage gerne zurück: Was spricht gegen die Existenz Gottes in den beschriebenen Fällen und darüber hinaus?

Fußnoten

- 1) Aron Schwertner, »Theismus und Atheismus in der Diskussion«, in: dop 3/2014, 17–19, 19.
- 2) Meine Darstellung fußt dabei auf einem Sammelband zweier Bonner Philosophen, in welchem sich systematische Darstellung und Primärtexte abwechseln: Joachim Bromand, Guido Kreis (Hrsg.), Gottesbeweise von Anselm bis Gödel, Berlin 2011.
- 3) Es sei an dieser Stelle auf die Arbeit Kurt Gödels verwiesen, der als Mathematiker mithilfe der Modallogik nachweisen konnte, dass der ontologische Gottesbeweis Anselms durchführbar ist. Bis heute konnte Gödel nicht stichhaltig widersprochen werden.
- 4) Eine weitere interessante Schnittstelle mit den Brights: »There's probably [!] no God.«
- 5) Der Redlichkeit halber soll nicht unerwähnt bleiben, dass Pascal damit keine Aussage über gottgefälliges Verhalten fällt.

Der Mensch zwischen virtueller Disziplin und Kontrolle

In seinem Artikel setzt sich Christoph Nuhs mit dem Konzept der Kontrollgesellschaft auseinander und entwickelt eigene Gedanken zu den Auswirkungen des digitalen Zeitalters auf das Verhalten der Menschen.

Ein Artikel von Christoph Nuhs

Vorsichtshalber klebe ich ein Post-It auf die Linse meiner Webcam. Ich stelle schon einmal mein Smartphone auf Vibration. Vielleicht sollte ich es doch lieber auf lautlos machen. Habe ich die Tür abgeschlossen? Habe ich auch nicht den Gasherd angelassen? Ich gehe schnell noch einmal nachsehen. Nur noch einmal kurz.

Mein Blick wandert zur Uhr. Ich muss gleich zur Arbeit. Den Chip zur Registrierung meiner Stundenzeiten habe ich gestern Abend schon in meinen Rucksack gepackt. Fünf Minuten habe ich noch. Facebook an. Hmm, nichts Neues. Auch bei Twitter nicht. Vielleicht probiere ich es in zwei Minuten noch einmal. Ich muss schließlich am Ball bleiben!

Das Zeitalter der Post-Kontrollgesellschaft?

Das Gefühl möglicherweise etwas Lebensveränderndes zu verpassen scheint sich in unserem Tagesablauf immer tiefer zu verwurzeln. Über moderne Kommunikationskanäle können wir liken, teilen, kommentieren – und das Wichtigste, wir können immer auf dem neuesten Stand sein – zu jeder Tages- und Nachtzeit!

Die Angst, über Dinge im Unklaren zu sein, sich im Fluss der Zeit zu verlieren, ist allerdings keine Erfindung des Internetzeitalters, wengleich der Eindruck erzeugt wird, dass sich dieser Konflikt potenziert. Sie reicht, so lautet meine These, auf den Übergang der von dem Soziologen Michel Foucault bezeichneten Disziplinargesellschaft zur Kontrollgesellschaft seit Anfang des 20. Jahrhunderts zurück und nimmt heutzutage eine Entwicklung an, die es zu bekämpfen und zu reflektieren gilt. Um dieses komplexe Wurzelwerk zu begreifen, bietet es sich zunächst an, einen Blick auf seine Strukturen und Mechanismen zu werfen.

Nach Foucault und dem Philosophen Gilles Deleuze ist die Disziplinargesellschaft eine Folge der Industrialisierung und den damit verbundenen gesellschaftlichen Umwälzungen gewesen. Durch die sich verändernden Arbeits- und Konsumstrukturen im 18. Jahrhundert habe sich der Begriff »Körper« vom Menschen abgelöst und ist mechanischer geworden.

Der Körper werde in der Disziplinargesellschaft so zu einer Signatur transformiert, die sich einer Zahl unter vielen anreihet. Der Mensch, wenn man hierfür noch den Ausdruck verwenden mag, wird in dieser in Systeme eingliedernden Zeit ein Rädchen im Getriebe seiner Umwelt. Paradigmatisch für dieses Maschinenhafte ist die Erkenntnis, dass der Mensch in der Disziplinargesellschaft nie damit aufhört irgendetwas Neues anzufangen.

Foucault, dessen Interesse insbesondere der Manifestation von Machtstrukturen gilt, äußert den Gedanken, dass sich gesellschaftliche Prozesse ganz allgemein in von der Gesellschaft konstruierte Institutionen widerspiegeln würden. Für die Disziplinargesellschaft, so Foucault, sind dies

insbesondere Fabriken, Gefängnisse, Schulen und Familien gewesen. Sie seien in der Disziplinargesellschaft dazu bestimmt gewesen, das Subjekt zu formen und es ihren Bedürfnissen anzupassen.

Diese Anpassung sei hierbei immer mit einer Lokalität verbunden gewesen. Der Mensch müsste sich den einzelnen Umwelten unterwerfen und sich von ihnen in Bezug auf Verhalten, Sprache und Denkweise disziplinieren lassen. So sei aus einem einzelnen Menschen ein zersplittertes Subjekt geworden, das in unterschiedlichen Umgebungen verschiedene Rollen ausführt.

Die Kontrollgesellschaft, die nach Meinung des Philosophen Gilles Deleuze im späten 19. beziehungsweise frühen 20. Jahrhundert mit verstärkten Individualisierungstendenzen und anhaltendem Einwirken des Kapitalismus einhergeht, funktioniert hingegen anders. Sie verfolgt nicht die Transformation des Individuums nach disziplinierenden Umgebungen. Sie richtet ihr Augenmerk auf das Ineinandergreifen von immanenten Prozessen, die ein System von Prozessen stabil halten sollen. Das Subjekt soll sich um den Willen der Aufrechterhaltung der bereits angesprochenen Prozesse selbst erziehen. Hierfür sind keine fest an Orten verwobenen Institutionen vonnöten, sondern virtuelle Räume, die das Individuum zeitlos umgeben.

Im Gegensatz zu der Disziplinargesellschaft, wo der Mensch einer unter vielen ist, ist sich die Kontrollgesellschaft der Individualität zu jedem Zeitpunkt gewahr. Die damit verknüpfte Kontrolle dieser Individualisierung ist in vielen Alltagsstrukturen sichtbar. So benutzen wir nur unsere zugänglichen Accounts zum Internet-Banking oder ziehen eine für uns bestimmte Nummer bei Behörden.

Kontrolle im digitalen Raum

Meiner Ansicht nach lässt sich dieser Gedanke des virtuellen Raums auch in der raschen Entwicklung der sozialen Netzwerke wiederfinden. Allerdings bin ich der Überzeugung, dass die Tendenzen dieser sozialen Onlinekontrolle eine Richtung einschlagen wird, die vielleicht eine neue Form der Gesellschaft hervorrufen könnte. Dabei scheint es nicht die explosionsartige Verbreitung von Inhalten oder die ständige Furcht vor Datenmissbrauch zu sein, die uns mahnen, sorgsamer mit unseren Angaben umzugehen.

Viel eher ist es meines Erachtens nach das Selbstverständnis des Subjektes im Verhalten mit seinem zweiten, seiner virtuellen Identität. Das Auftreten vieler Individuen im Internet erzeugt den Eindruck von abgekapselten Identitäten, die sich in den jeweiligen Räumen eine andere ihnen einzigartige Verhaltensweise angewöhnen. Der Mensch entbindet sich meiner Ansicht nach im Netz von seinem realen Subjekt und entwickelt eine eigene Sprachform. Dies al-

leine ist meiner Ansicht nach aber noch kein Hinweis auf eine fatale Folge einer sich selbst kontrollierenden virtuellen Macht.

Viel eher denke ich, dass es eine verändernde, nicht reflektierte Haltung des digitalen und virtuellen Menschen ist, der die Gefahren der virtuellen Kontrollgesellschaften illuminiert. Beispielsweise wissen wir, dass wir Spuren im Netz hinterlassen, jedoch haben wir keine Ahnung, was dieses Archiv für uns bedeutet. Wir sind uns auch im Klaren darüber, dass die Kontrolle des Virtuellen einer Veränderung bedarf. Anstatt etwas dagegen zu unternehmen, versuchen wir uns allerdings dem System zu unterwerfen. Neue Benutzungsbedingungen bei Facebook? Ein kurzes Murren, bis dann ein neues Bild geteilt wird. Obwohl man sich der virtuellen Kontrolle stellen könnte, lässt man es zu, dass das Virtuelle uns diszipliniert.

Literatur

Deleuze: Postskriptum über die Kontrollgesellschaft

Rey Chow: Postkoloniale Sichtbarkeiten. Durch Deleuzes Methode inspirierte Fragen

Gilles Deleuze: Foucault

Kultur



Zum zweiten Mal ist das Kulturressort vertreten. Direkt bricht sich eine Diskussion über den Zustand und das Niveau der Musikindustrie und ihrer Vertreter Bahn.

Früher war alles ... so oberflächlich wie heute

Gibt es heute noch Pop mit Anspruch und Konzept? Ja, doch er ist eine Randerscheinung. Und er war es immer. Doch es gibt auch ein Konzept der seichten Botschaften. Eine Auseinandersetzung mit dem Artikel »Sehnsucht nach Morrison« von Janosch Siepen.¹

Ein Artikel von Julius Lübbersmann

Früher, hach früher! Wer kennt das nicht? Die Welt war bunter, die Menschen netter und irgendwie geht es doch immer nur noch bergab. Schwermut überkommt uns, denken wir an das Heute und seine Tristesse. Das Wetter wird stetig ungemütlicher, die Politik abgehoben und unnahbar, das Geld verliert an Wert, die Bildung lässt nach. Die Erziehung der Jugend? Sprechen wir nicht darüber. Und dann noch die Kultur! Dort wird am meisten gespart und das Niveau nimmt ab, mit jedem Jahr.

Nostalgie, ein dem Menschen sehr vertrautes Gefühl. Jeder von uns kennt ihn, den verklärten Blick zurück. Selbst die 1950er und 1960er Jahre erscheinen im Rückblick irgendwie nett. Lustige Klamotten und Frisuren, von den Autodesigns nicht zu sprechen. Negative Umstände geraten schnell in Vergessenheit und werden von einem goldenen Schleier umzogen. Das gilt natürlich auch für die Musik.

Jede Zeit hat zwei Gesichter

Doch vorweg bedarf es eines kurzen Innehaltens und Erklärens. Selbstverständlich gab es früher gute, nein grandiose Musik. Mag Wagner eine politisch und menschlich sehr unsympathische Persönlichkeit gewesen sein, nicht ohne Grund gehören seine Festspiele zur bekanntesten Veranstaltung der Deutschen Musikszene, mit unvorstellbar langen Wartezeiten auf Karten. Und auch die Musikbranche des 20. Jahrhunderts hat viele Meisterwerke vorzuweisen: The Doors, die Rolling Stones, Pink Floyd, niemand wird ihre Klasse in Frage stellen, ihren Mut zu neuen musikalischen Experimenten. Doch gibt es einen Bruch zur Jetztzeit? Haben sich Konzept und Pop zerstritten und gehen getrennte Wege? Ist der Anspruch in längst vergangenen Jahrzehnten verloren gegangen?

Es hilft ein Blick auf die andere Seite der Medaille, die Realität der 60er Jahre. Ihnen haben wir Hendrix, The Who und vieles mehr zu verdanken. Musik also, die es wagte, neue Wege zu gehen, neue Trends setzte, erfolgreich war und die, zumindest oftmals, auch einem thematischen und musikalischen Konzept folgte. Doch waren das wirklich die Musiker der Zeit? War das die Musik der Massen der Bevölkerung? Ein Blick auf die Charts jener Zeit offenbart ein anderes Bild und eine schrecklich platte, grässliche Fratze blickt uns ins Gesicht: Der Schlager.

Roy Black, Heintje, Anna-Lena, Peter Alexander. Die Liste dieser Namen ist unendlich und die Titel ihrer musikalischen Verbrechen wenig ausgefallen: »Dein Herz das muss aus Gold sein«; »Spanisch war die Nacht«; »Frag nur dein Herz«. Inhaltliches Konzept kann man diesen Künstlern nicht absprechen: Es ging um Liebe, Heimat, Familie und den lieben Gott (natürlich nur den katholischen). Parallel haben sie ihren künstlerischen Ausdrucksdrang auch noch filmisch verwirklicht. So beglückte uns Heintje bis heute mit

ganzen sechs Filmen. Hier finden sich durchaus Parallelen zum 21. Jahrhundert. Noch heute kaufen die Menschen lieber Helene Fischer und Andreas Bourani, als Fondermann oder Gisbert zu Knyphausen. Und Frau Fischer wird im kommenden Schweiger-Tatort auch wieder die musikalisch-schauspielerische Symbiose aus inhaltsloser Musik und schlechter Unterhaltung im deutschen Fernsehen herstellen.

Das ewigwährende Erfolgsrezept

Kommen wir zurück zur eigentlichen Botschaft. Es gab auch damals schlechte Musik ohne Anspruch und Ideen. Geschaffen nur zu einem Zweck: Musik sie zu knechten, sie alle zu finden, ins Dunkel zu treiben und ewig zu binden. Kurz und ohne Tolkien: Herzlose Unterhaltung hat schon immer die meisten begeistert. Doch sprechen wir ihnen die Botschaft ab? Nehmen wir ihnen den Anspruch, auch »Sprachrohr einer Generation«¹ zu sein? Möglicherweise wollte Heintje uns sagen: Deine Vergangenheit soll dich nicht kümmern, belaste dich nicht zu sehr. Verdränge alles Schmerzhafte, lass dich berieseln und gaukel dir eine einfache Welt vor, in der alles und jeder seinen Platz hat. Gleiches kann man unter anderen Vorzeichen wohl für die heutige Unterhaltungsmusik sagen: Die Welt dreht sich schneller, der Wandel ist riesig, gesellschaftlich, politisch, wirtschaftlich. Auch heute benötigen die meisten Musikkonsumenten musikalisch kaum anspruchsvolle Wohlfühlmusik, die genau wie damals eine klare Welt und die Macht der Liebe propagiert. Dennoch sind sie ein Sprachrohr, vielleicht ein ungevoltes. Eine Rohr, aus dem ein Hilferuf kommt und die Erkenntnis, dass viele Menschen Genuss nicht mit anspruchsvollen Klängen und Texten verbinden, sondern die wahre Welt vergessen wollen. Das wollten vielleicht Künstler wie Morrison oder Hendrix, wenngleich auf eine musikalisch völlig andere Art, ebenso. Wenn wir sie aber als Repräsentanten einer Gruppe sehen, dann müssen wir uns fragen: Wie groß war diese Gruppe gegenüber der Anzahl derer, die weiter Schlager und Schnulzen hören wollten?

Während Bands und Künstler wie Pink Floyd und Jimmi Hendrix die Macht ihrer Instrumente in wunderbarster Weise zum Vorschein brachten und dementsprechend gerne sparsam an Worten waren, gab es auch Künstler, die ihren Botschaften – und die hatten sie – mittels ihrer Texte transportierten. Liedermacher wie Donovan, Joan Baez oder Hannes Wader. Ihre Botschaft lag in den Worten, ihr Konzept war textlastige Musik.

Dies bringt uns zum Hier und Jetzt. Was hat sich geändert oder besser gefragt, hat sich überhaupt etwas verändert? Wir sehen, den Schlager gibt es immer noch. Neuerdings geht er gemeinsame Wege mit dem Contemporary R&B. Der Wille zur Entspannung bestimmt weiter die Singlecharts. Die meisten Platten verkaufen anspruchslöse Musiker oh-

nehin. Dazu hat sich eine neue Musikgattung geschlichen, die der Singer-Songwriter, Scheinkonzeptualisten. Sie gaukeln uns vor, inhaltlich wertvolle Texte erdacht zu haben und zeigen uns ihren kunstvollen Vibrato, bleiben de facto aber auf dem Niveau des Schlagers. Ein spannendes Beispiel liefert uns Andreas Bourani mit seinem Hit »Nur in meinem Kopf«, in welchem er gefühlvoll mitteilt, dass er ein Vorstellungsvermögen besitzt. Eine wenig bahnbrechende Erkenntnis, die Menschen meist im Alter von drei bis fünf Jahren erlangen. Es bleibt dabei: Schnulz verkauft sich am besten.

Konzept, überall!

Dass es Konzeptmusik in weniger bekannten Kreisen gibt, ist eine Wahrheit, die auch heute gilt. Wertvolle Texte liefern uns Liedermacher wie die bereits genannten Gisbert zu Knyphausen oder Fondermann. Kunst an den Instrumenten zeigt uns beispielsweise Jack White mit seinen gefühlten 100 Bands, von denen wohl The Raconteurs an vorderster Stelle genannt werden müssen. Das alles sind keine Randnischenmusiker, aber eben auch keine Weltstars. Dass es aber erfolgreiche Konzeptmusik gibt, zeigen uns auch heute Bands, die es vermögen, Anspruch und Massentauglichkeit zu vereinen. In Deutschland hat Thees Uhlmann seit Jahren den Durchbruch geschafft und transportiert wertvolle Botschaften im Gewand des Pop. Ihm gleich macht es beispielsweise Bosse. Sie sind Vertreter der seichten Musik, die ihre Alben dennoch einem Thema widmen und deren Lieder eine Einheit bilden können, wenn auch nicht müssen. In den USA hat die seichte Rockband My Chemical Romance das Konzeptalbum mit neuem Leben erfüllt. Zwar bilden ihre Lieder oft eigene Werke, ihre Alben setzen sich aber dezidiert mit Hauptthemen auseinander. Mit »Welcome to the black parade« haben sie bewiesen, dass eine fundierte musikalische Auseinandersetzung mit dem Thema Tod immerhin 1,6 Millionen Menschen zum Kauf ihrer Platte bewegt hat. Diese genannten Künstler haben sicher zu keiner musikalischen Revolution geführt, aber sie verkörpern die Vereinbarkeit von Pop-Rock, Masse, Mainstream und Konzept.

Das Konzeptalbum lebt. Und das ist gut so!

Fußnoten

- 1) Janosch Siepen, Sehnsucht nach Morrison, in dop Ausgabe 3.

Impressum

dispositio & opinio

- » Herausgegeben von
Julius Lübbersmann und Hendrik Erz

- » V.i.S.d.P. nach §9 (Landespressegesetz NRW) sind die
Herausgeber Julius Lübbersmann und Hendrik Erz.

- » **Hendrik Erz**
Herausgeber
Johannesstr. 14
53225 Bonn
hendrik.erk@dispositio-opinio.de

- » **Julius Lübbersmann**
Herausgeber
Goetheallee 27
53225 Bonn
julius.luebbersmann@dispositio-opinio.de

- » **Copyright-Nachweise der Photographien**
Cover Privat / Hendrik Erz (CC BY-NC-SA 4.0)
Seite 23 Flickr / Martin Fisch (CC BY-SA 2.0)
Seite 28 Privat / Hendrik Erz (CC BY-NC-SA 4.0)

Alle weiteren Bilder sind Miniaturen der oben nachgewiesenen
Abbildungen.

Karten sowie weitere Bilder innerhalb der Artikeltexte werden
über die Bildunterschrift nachgewiesen.

- » dispositio & opinio stellt eine Verbreitungsplattform
für Meinungen und einen öffentlichen Diskurs dar. Die
Herausgeber distanzieren sich ausdrücklich von allen in dieser
Zeitschrift veröffentlichten Inhalten. Alle Autoren sind jeweils nur
für ihre eigenen Artikel verantwortlich. Die Artikel spiegeln
lediglich die Meinungen der jeweiligen Autoren wider.

Die nächste Ausgabe

Die nächste Ausgabe von dispositio & opinio wird im Sommer 2015 erscheinen. Das genaue Datum werden wir euch wie üblich über unsere Internetpräsenz bekannt geben. Für die Ausgabe sucht die Redaktion natürlich wieder fleißige Autorinnen und Autoren, die ihre Meinung kundtun möchten und die Leser informieren wollen.

In der Zwischenzeit: Besucht uns auf unserer Facebook-Seite, durchstöbert unsere Internetpräsenz und sucht euch Artikel aus dieser Ausgabe, auf welche ihr antworten wollt. Oder schreibt über neue Themen. Alles, was ihr dazu braucht, findet ihr auf unserer Internetseite www.dispositio-opinio.de. Außerdem haben wir nun einen Blog, für den ihr schreiben könnt. Schaut ihn euch an unter <http://blog.dispositio-opinio.de/>.

Wir wünschen euch einen schönen Frühling – bis zur nächsten Ausgabe!

Redaktion

Svenja Hartmann

Julian von Mach

Tim Niendorf

Marcel Overrödter

dispositio & opinio
Ausgabe 4 (01/2015)

Erscheinungsdatum: 1. Mai 2015

Auflage: digital

DOP im Web



DOP auf Facebook

